MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80503-17

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

FORSCHNER, CARL

TITLE:

WILHELM EMMANUEL, FREIHERR VON...

PLACE:

MAINZ

DATE:

1911

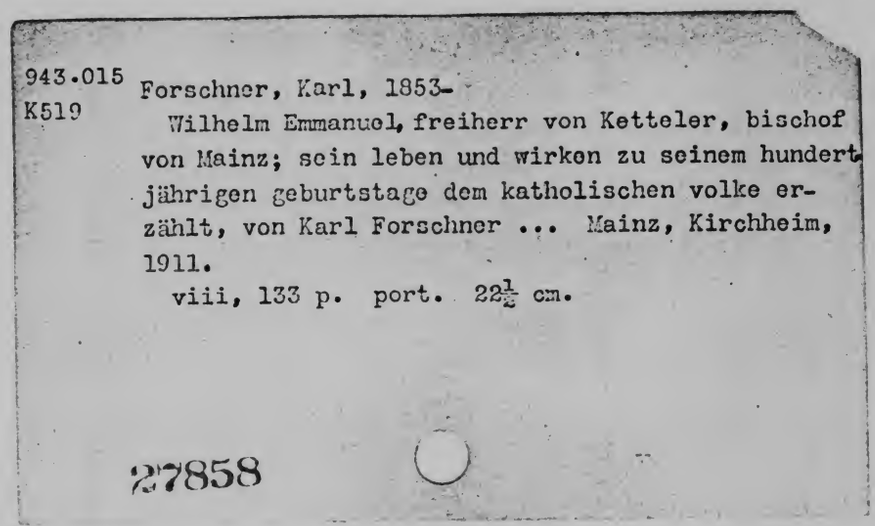
Master Negative #

92-80503-17

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



943.015
K519

Forschner, Karl, 1853-

Wilhelm Emmanuel, freiherr von Ketteler, bischof von Mainz; sein leben und wirken zu seinem hundertjährigen geburtstage dem katholischen volke erzählt, von Karl Forschner ... Mainz, Kirchheim, 1911.

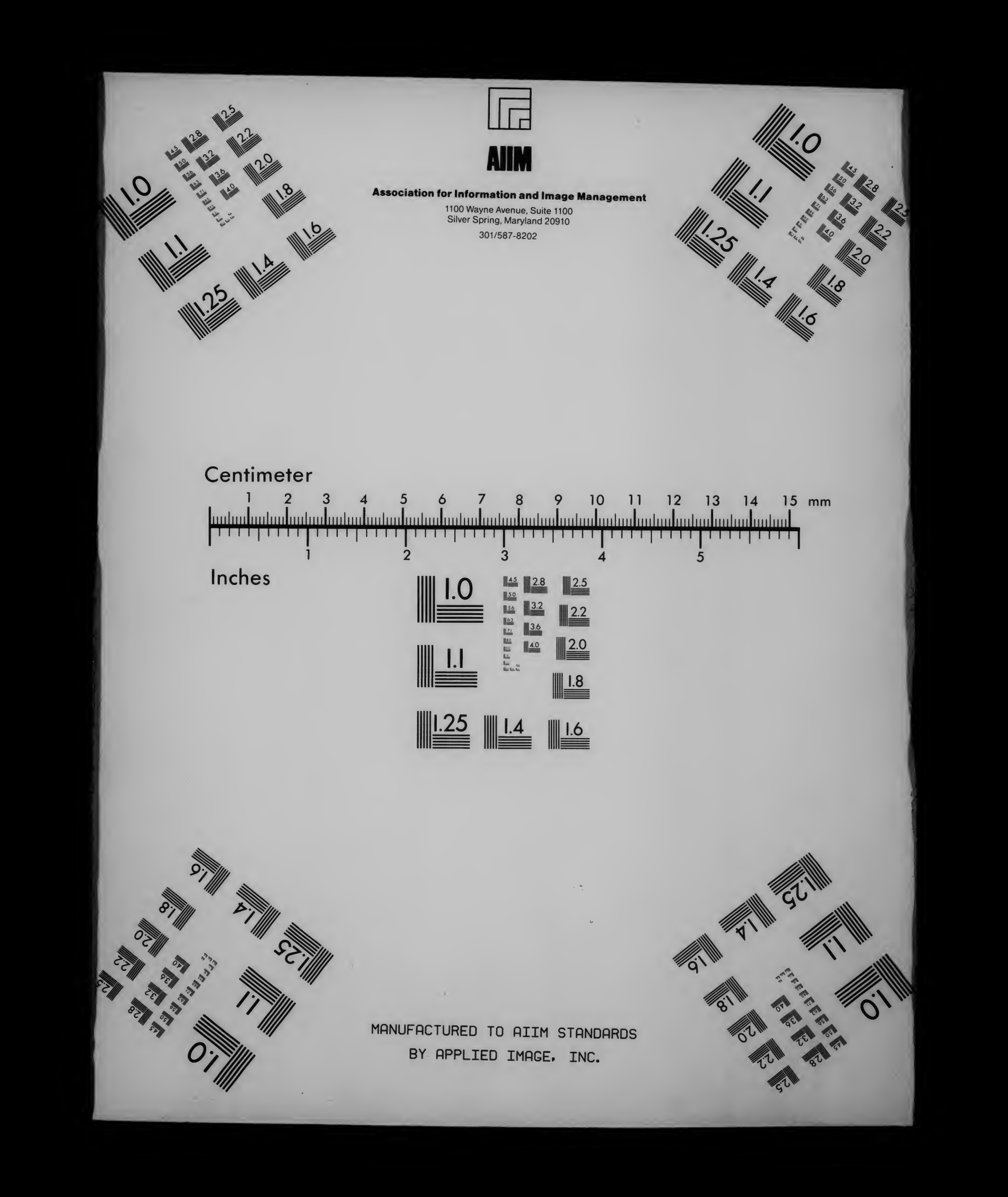
viii, 133 p. port. 22½ cm.

27858

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3-24-92 INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler

Bischof von Mainz

Zu seinem 100jährigen Geburtstage

Von

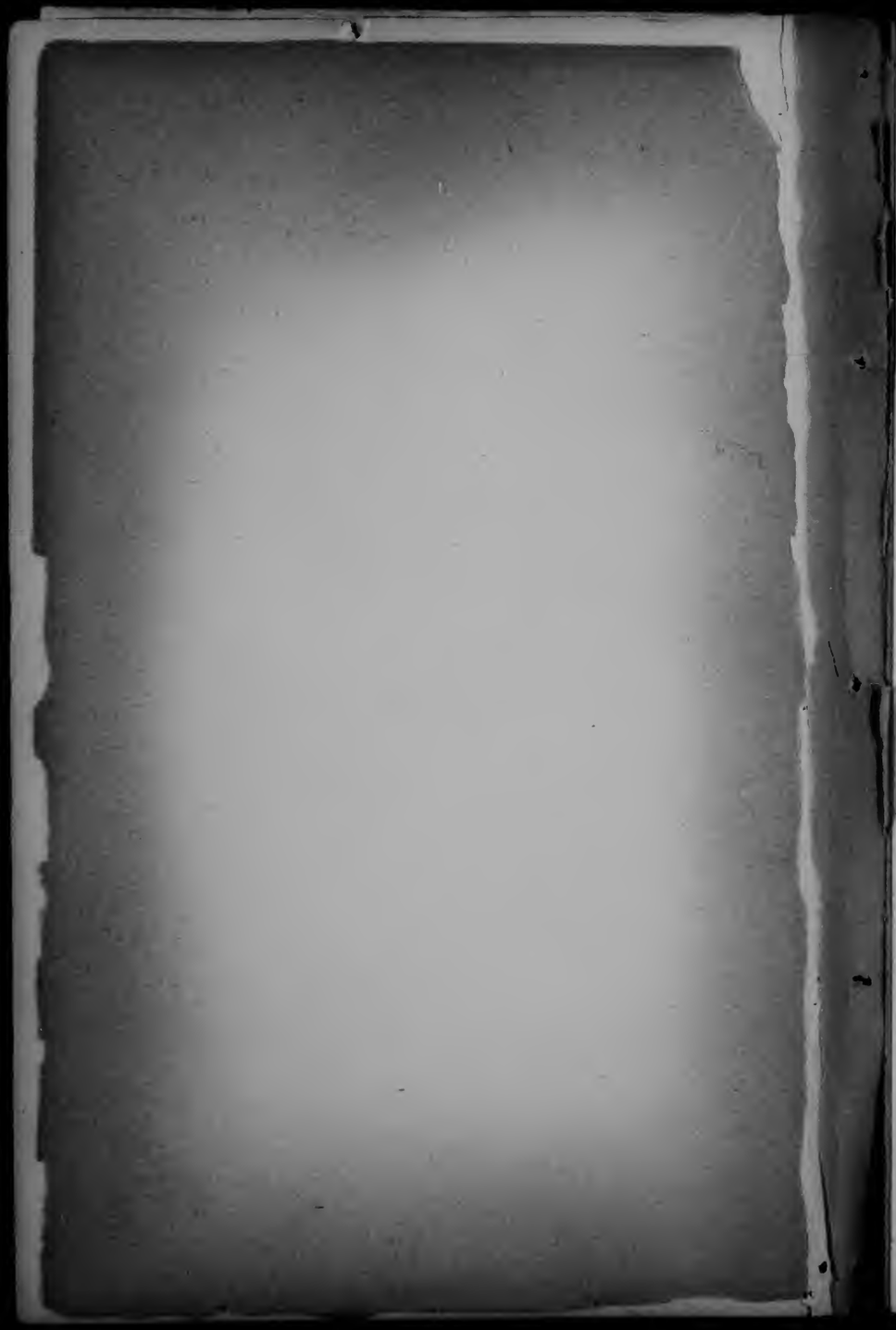
Karl Forschner

Päpstl. Hausprälat

Kirchheim & Co. Mainz

943.015 K51
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Wilhelm Emmanuel
Freiherr von Ketteler
Bischof von Mainz



† Wilhelm Emmanuel

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler

Bischof von Mainz

Sein Leben und Wirken

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage

dem katholischen Volke erzählt

von

Karl Forschner

Päpstlicher Hausprälat, Präses der Katholischen Männer- und Arbeitervereine der Diözese Mainz und Pfarrer von St. Quintin

---

6. und 7. Tausend

Mainz 1911

Verlag von Kirchheim & Co.

Imprimatur.

Moguntiae, die 31. Maji 1911.

Dr. Jos. Selbst
Cons. eccl., Decan. cap. eccl. cath. Mogunt.

943.015
K519

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
1. Des Bischofs Jugend	1
2. Auf der Hochschule	7
3. Im Staatsdienst	11
4. Seine Entscheidung für den geistlichen Stand	16
5. Kaplan und Pfarrer	24
6. Im Parlament zu Frankfurt und auf der ersten katholischen Generalversammlung	30
7. Propst von St. Hedwig in Berlin	36
8. Verhältnisse bei seinem Amtsantritt als Bischof von Mainz	41
9. Selbstheiligung	45
10. Fürsorge für die Erziehung und Bildung des Klerus	50
11. Pflege priesterlichen Geistes und Lebens im Seelsorgsklerus	56
12. Fürsorge für die Schule und die Jugend	61
13. Auf Firmungs- und Visitationsreisen	67
14. Förderung und Pflege des christlichen Lebens im Volke	72
15. Fürsorge für die Armen	79
16. Der Bischof und die Arbeiterfrage	87
17. Ein Lieblingsprojekt des Bischofs	90
18. Die soziale Frage und die Bischofskonferenzen, die katholische Generalversammlung von 1871	93
19. Der Bischof und das soziale Programm des Zentrums	97
20. Seine kirchenpolitische Wirksamkeit	101
21. Der Bischof und das Vatikanische Konzil	109
22. Am Abende seines Lebens	114
23. Die letzte Romfahrt	121
24. Krankheit und Tod	126

Vorwort.

Das katholische Deutschland rüstet sich zur Feier des 100. Geburtstages eines seiner größten und edelsten Söhne in der Geschichte der Neuzeit, des Mainzer Bischofs Wilhelm Emmanuel von Ketteler. Zu Weihnachten dieses Jahres begehen wir die Wiederkehr des bedeutungsvollen Tages, an welchem Gott seiner Kirche einen Mann schenkte, wie er sie nicht allzuoft auf diese Erde sendet. Kein Geringerer als der berühmte Geschichtsschreiber Janssen nennt ihn einen „Millenarmenschen."

Was immer er aber dem katholischen Deutschland gewesen, uns Mainzern war er mehr. Siebenundzwanzig lange Jahre hindurch war er der Mainzer Kirche „Herr und Vater in Christus." In sturmbewegten Zeiten hat er den Hirtenstab des hl. Bonifatius ergriffen, mutig hat er die Schlachten des Herrn geschlagen und als guter Hirte seine Herde auf vortreffliche Weide geführt. Ein beredter Verkünder des Evangeliums, der wie ein anderer Jeremias für das Volk viel gebetet, ein Hüter und Wächter christlicher Sitten, ein Beschützer der Armen, ein Freund der Jugend hat er unzähliges Gute in seiner Diözese gestiftet.

Zu seiner Ehre und zu seinem Andenken soll im Arbeiterviertel Mainz-Mombach eine Herz-Jesukirche erbaut werden. In Dieburg will man die altehrwürdige Wallfahrtskirche der schmerzhaften Muttergottes, wo der Bischof so oft gepredigt

und so viel gebetet hat, würdig restaurieren, und unter seinem Namen hat sich eine Gesellschaft gebildet zur Gründung eines Hauses in Bad Nauheim, um armen, kranken Kindern Pflege zu bieten.

In den drei Provinzen des Großherzogtums, über welche sich die Diözese Mainz erstreckt, sollen demnach neue Denkmäler erstehen zur Ehre des Bischofs. Mainz aber ist ausersehen, die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in seinen Mauern zu beherbergen. Die diesjährige Katholikenversammlung wird unter dem Zeichen Kettelers stehen; sie wird sich zu einer glänzenden Gedächtnisfeier des großen Bischofs gestalten, und sie wird zugleich eine großartige Wallfahrt werden zum Grabe des unvergeßlichen Mannes.

Diese Blätter sollen ein schwaches Zeichen dankbarer Verehrung und Liebe zu dem Entschlafenen sein, aus dessen Hände ich als einer der letzten Schreiber dieses im Jahre 1876 die I. Priesterweihe empfing. Möchten dieselben dazu beitragen, das Bild des verewigten Bischofs aufs neue dem katholischen Volke vor Augen zu führen, damit sein Andenken fortlebe allen zum leuchtenden Beispiele in guten und schlimmen Tagen.

Mainz, am Feste der Erscheinung des Herrn 1911.

Der Verfasser.

NB. Einige kleine Irrtümer der ersten Auflage fanden bei dem vorliegenden Neudrucke (6. und 7. Tausend) ihre Berichtigung.

1. Des Bischofs Jugend.

Wilhelm Emmanuel, Freiherr von Ketteler, erblickte das Licht der Welt zu Münster, der Hauptstadt Westfalens, im Lande der Eichen. „Einem Mann von Eichen," sagt ein altes Sprichwort, „müssen hundert stroherne weichen." Der nachmalige Bischof von Mainz machte daher seiner Heimat alle Ehre; denn echt westfälische Zähigkeit und Festigkeit in dem einmal als richtig erkannten Streben zeichneten ihn sein ganzes Leben lang aus.

Wilhelm war unter neun Geschwistern das sechste Kind und unter sechs Brüdern der vierte*). Sein Geburtstag war der 25. Dezember des Jahres 1811, das Fest der gnadenreichen Geburt unseres Herrn. Seine frommen Eltern, Friedrich Freiherr von Ketteler-Harkotten und Klementine geborene Freiin von und zu Wenge-Beck, gaben daher dem Weihnachtskinde den Namen „Emmanuel."

Ihren Adelshof zu Münster bewohnte die Freiherrliche Familie zumeist im Winter, und auch da nur für kurze Zeit. Nachdem aber Herr von Ketteler sein Amt als Landrat niedergelegt und sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, ward Schloß Harkotten für längere Jahre das eigentliche Heim der Familie. Dieser Edelsitz inmitten wildreicher Wälder sagte dem Freiherrn, der ein rüstiger Jägersmann war, besonders zu. Sein Sohn Wilhelm scheint die Lust zur Jagd von seinem Vater ererbt zu

*) Während der älteste Bruder, Clemens, das Studium der Rechtswissenschaft betrieb, erwählten die vier anderen Brüder, August, Wilderich, Max und Richard die militärische Laufbahn. Der letztere vertauschte nach einigen Jahren den Offiziersrock mit dem Priesterkleide und später mit dem Kapuzinerhabit.

haben, darum war Schloß Harkotten der Lieblingsaufenthalt seiner Jugend.

Im Ketteler'schen Hause herrschte echte Gottesfurcht gepaart mit häuslichem Sinn und strammer Zucht. Das gemeinsame Gebet wurde in der Familie gepflegt. Jeden Tag wurde der Rosenkranz gebetet. Vor allem waren die Eltern bemüht, ihre Kinder in wahrhaft christlichem Geiste für Gott und das ewige Leben zu erziehen. Söhne und Töchter wurden nicht, wie das in vornehmen Häusern zuweilen zu geschehen pflegt, verzogen und verzärtelt. Im Schlosse zu Harkotten „fing der Tag morgens früh an." Die Kleidung war nach der Sitte des Landes einfach und bescheiden. Eine Mütze für Knaben gab es im ganzen Hause nicht, und einen Überzieher bekamen die jungen Barone erst mit dem achtzehnten Lebensjahre. Weil man charakterfeste Menschen erziehen wollte, darum wurde die Jugend an Abhärtung und Abtötung frühzeitig gewöhnt. Vater und Mutter waren einig in diesem wichtigen Punkte elterlicher Pflicht. Niemals fanden die Söhne an der Mutter eine Stütze, wenn sie gewisse Klagen vorzubringen versuchten.

Auch Wilhelm Emmanuel wurde in keiner Weise verwöhnt. Dagegen waren die Kettelerschen Kinder vielfach im Freien, Luft und Sonnenschein war ihnen gegönnt, gesund und munter gedieh die Schar zur Freude ihrer Eltern. Eine so vernünftig geartete Erziehung, besorgt für Leib und Seele, auf Zeit und Ewigkeit bedacht, ließ es selbstverständlich an der Fürsorge für die geistige Ausbildung der Kinder nicht fehlen. Den gegebenen Verhältnissen entsprechend erhielt der Knabe seine erste Schulbildung durch einen Privatlehrer im väterlichen Hause. Wilhelm war ein aufgeweckter, wilder Junge, der seinen Lehrern und Erziehern durch sein aufbrausendes, leidenschaftliches Wesen zuweilen schwer zu schaffen machte. Indessen war er herzensgut, trug niemandem etwas nach; schnell wie zum Zorn, war er auch zur Versöhnung geneigt und bereit, denjenigen Abbitte zu tun, welche er betrübt hatte. Strenge wurde darauf gehalten, daß

die Lektion gelernt und die Aufgaben zur Zufriedenheit des Lehrers gefertigt wurden. Wenn es daran fehlte, so wurde zur Strafe dafür dem kleinen Sünder die Lieblingsspeise entzogen.

Vor seinem Vater hatte er großen Respekt, aber eine ebenso große und innige Liebe zu Vater und Mutter. Seinen Eltern bewahrte er sein ganzes Leben lang eine herzinnige Zuneigung und ein ehrfurchtsvolles Andenken. Noch im späteren Alter schrieb und sprach er mit unbegrenzter Hochachtung von ihnen, zumal von seiner guten Mutter, und einen Brief von der Hand seines Vaters bewahrte er pietätvoll unter seinen Papieren auf bis an sein Ende. Welch inniger Zusammenhalt in der Ketteler'schen Familie bestand, davon geben uns die aus seinem Nachlaß veröffentlichten Briefe den schönsten Beweis. Kein Wunder daher, daß der spätere Bischof so begeistert von der Würde und Schönheit der Familie und des Familienlebens reden und schreiben konnte; er konnte eben aus eigener Erfahrung schöpfen. Allmählich kam nun die Zeit, in welcher der häusliche Unterricht nicht mehr genügte. Darum wurde jetzt Wilhelm in die Domschule zu Münster geschickt, um im Jahre 1823 mit dieser das Gymnasium daselbst zu vertauschen. Indessen mußte der junge Gymnasiast zu seiner weiteren Erziehung und Ausbildung mit dem 13. Lebensjahre die Heimat und das Elternhaus verlassen.

Sein Vater war überzeugt von den guten Anlagen seines Sohnes, aber ebenso überzeugt war er auch von der Notwendigkeit, daß zur gedeihlichen Entwicklung jener eine feste und bewährte Leitung notwendig sei. Deswegen übergab er seinen Wilhelm den Jesuitenvätern, welche zu Brig, im Kanton Wallis in der Schweiz eine hochangesehene und auch von Deutschland aus gutbesuchte Unterrichtsanstalt mit Pensionat besaßen. Der junge Graf Stolberg, später einer der Hauptgründer des Bonifatiusvereins, der ebenfalls nach Brig sich begab, nahm Wilhelm von Ketteler mit. Dieser freute sich sehr auf die Reise. Der Abschied mochte ihm aber doch schwer geworden sein; denn

er vergoß bittere Tränen, die aber durch die wechselnden Reiseeindrücke bald getrocknet wurden. Der Weg führte über Mainz, wo man im Gasthof „zu den drei Kronen" Quartier nahm. Wer hätte damals gedacht, daß dieser Student voll Lebensmut und überschäumender Jugendkraft einst den Stuhl des heiligen Bonifatius besteigen werde! Allein Gottes Wege sind nicht die der Menschen, und Gott ist wunderbar nicht bloß in seinen Heiligen, sondern in allen, die es werden wollen.

In Brig hatte sich der neue Zögling bald eingewöhnt, wie das aus seinen Briefen an Eltern und Geschwister hervorgeht. Die Jesuiten verstehen sich aber auch auf das Erziehungswerk vortrefflich, und es ist von jeher eine Hauptsorge der Ordensoberen gewesen, die Leitung ihrer Anstalten in die rechten Hände zu legen. In dieser Beziehung hatte es der junge Ketteler vorzüglich getroffen. Seine ungestüme Natur und sein urwüchsiges Wesen, das seine Eltern so oft mit Besorgnis erfüllte, kamen allerdings mehr als einmal noch zum Vorschein, allein seine Mitschüler mochten ihn doch gut leiden, weil er sie bald wieder durch seine aufrichtige und ehrliche Offenheit zu versöhnen wußte. Unter der sorgsamen aber energischen Leitung seiner Lehrmeister lernte er allmählich sich bezwingen, wenn er auch bis ins gereifte Alter hinein sich zuweilen noch Gewalt antun mußte, bis er völlig die Herrschaft über sich selbst gewonnen hatte.

Brig war ein internationales Institut, die Zöglinge rekrutierten sich aus vieler Herren Länder, hauptsächlich waren es Franzosen und Deutsche. Bekanntlich erwacht gerade in der Fremde die Vaterlandsliebe in ungeahnter Weise, und Wilhelm Emmanuel fühlte sich als guter Preuße und Deutscher, wenn die Franzosen ihren deutschen Mitschülern, wie sie es gern taten, etwas am Zeug flicken wollten. Zu seinen näheren Bekannten zählte auch der später in ganz Deutschland bekannte ausgezeichnete Kanzelredner, Pater Roh, und noch viele andere bedeutende Männer. Man erzählt, daß er beim lustigen Reiterspiel stets

seinen Mann siegreich aus dem Kampf getragen habe. Anknüpfend daran sagte einmal der hochselige Bischof Leonrod von Eichstädt, als Schreiber dieses im Mainzer Seminar seinen Studien oblag, wo der Bischof zu Gast war, mit sichtlicher Begeisterung: Wir deutschen Bischöfe stehen heute noch auf den Schultern des Bischofs von Mainz, und seine Bischofsstadt ist unsere Bundesfestung.

Die Ferien hätte der Zögling gern in der lieben Heimat verbracht, allein die Ketteler waren vernünftige und sparsame Leute. Der Weg von der Schweiz nach Westfalen war weit, und die Reise in der damaligen Zeit kostspielig. Darum kam, wenn auch zum heftigen Leid und Unmut des Sohnes, der väterliche Bescheid, nach Hause kommen, geht nicht. Dafür ward er entschädigt durch die Erlaubnis, seine Verwandten in Schwaben zu besuchen, wo er mit auf die Jagd gehen durfte.

Inzwischen nahmen seine Studien einen guten Fortgang, und mit dem Schlusse des Schuljahres verließ er nach vierjährigem Aufenthalt im August 1828 die Anstalt mit guten Zeugnissen. Seinen Lehrern bewahrte er zeitlebens ein gutes Andenken; er schied von ihnen, wie er später einmal schrieb, „mit der tiefsten Achtung und der zweifellosesten Überzeugung, daß sie Männer seien, die täglich an sich selbst die höchsten sittlichen Anforderungen stellten."

Mit heller Freude kam er am 31. August auf Schloß Harkotten an, wo seine Eltern ihn herzlich empfingen und wo „jeder Baum ihn erfreute." Nun begann ein fröhliches Jagen im Wald und auf der Heide. Manch' reiche Beute brachte der Jäger heim, aber indem er dem edlen Weidwerk oblag, geschah es auch zuweilen, daß die alte Leidenschaft, der Zorn ihn übermannte. Wilhelm aber ging immer wieder herzhaft gegen sich selber an. Manchen Kampf hat er im Leben bestanden, man nannte ihn ja später den „streitbaren" Bischof, allein den schwersten Kampf hat er gegen sich selbst geführt, und den schönsten Sieg hat er über sich selbst errungen.

Bald waren die Tage der Erholung vorüber, und nun hieß es, hinter die Bücher. Nach tüchtiger Arbeit meldete er sich zur Prüfung und bestand dieselbe glücklich im August 1829. Jetzt hatte der achtzehnjährige Freiherr das Zeugnis der Reife zum Besuch der Universität in der Hand. Das vorläufige Ziel war erreicht, die Welt stand ihm offen. Selbständig sollte er sich nun bewegen, ledig der unmittelbaren fürsorgenden Wachsamkeit der Eltern und Erzieher. Er mußte hinaus in die Welt mit all ihrer Lust, aber auch mit ihren Gefahren. Wie heute, so wurde es auch damals den Eltern nicht leicht, ihre Söhne auf die Hochschule ziehen zu lassen.

---

2. Auf der Hochschule.

Von den besten Wünschen seiner guten Mutter und den ernsten Mahnungen seines Vaters begleitet, bezog Wilhelm von Ketteler am 29. November 1829 die Universität Göttingen, die herrliche in landschaftlich schöner Umgebung gelegene Musenstadt an der Leine, um sich dem Rechtsstudium zuzuwenden. In Göttingen studierte damals auch Ludwig Windthorst, der spätere Zentrumsführer. Indessen scheinen sich die beiden Männer dort nicht näher gekommen zu sein. Der Aufenthalt Kettelers an der Hochschule fällt in jene Zeit des Indifferentismus und der Religionsmengerei. Wohl machte sich nicht der krasse Unglaube breit, wie dies heute an den Hochschulen vielfach der Fall ist, aber die religiöse Gleichgültigkeit brachte doch auch eine recht leichtfertige und oberflächliche Lebensauffassung mit sich. Das war aber für die jungen Leute um so gefährlicher, weil man damals keine katholischen Studentenvereine und Korporationen kannte. Wohl aber gab es überall Verbindungen, die neben politischen Zwecken ein flottes Studentenleben und Mensuren über die Wissenschaft stellten. Auch in katholischen Kreisen fand man in diesen Verbindungen nicht gerade etwas Unrechtes, und so kam es, daß viele Katholiken Mitglieder dieser Burschenschaften waren. Ebenso faßte man das Duell nicht nach den strengen Grundsätzen der Kirche auf; ließ doch überhaupt das kirchliche Leben in der Gesellschaft vieles zu wünschen übrig.

So geschah es denn, daß auch Wilhelm von Ketteler Mitglied einer solchen Verbindung wurde. Bei seiner heftigen und reizbaren Natur blieb es auch nicht aus, daß er bald in ein

Duell verwickelt wurde, das ihm die Nasenspitze und vierzehn Tage Karzer kostete, die er später noch in Heidelberg absitzen mußte. Es läßt sich denken, daß die Eltern des Duellanten die Sache sehr ernst nahmen, und der Vater ließ den Sohn nicht vor sein Angesicht kommen, bis er geheilt war. Die Heilung aber währte lange; denn der Patient hatte keine Geduld und riß eines Tages den ganzen Verband ab. Infolgedessen mußte er sich in Berlin einer langwierigen und äußerst beschwerlichen Kur unterziehen, die wohl ebenfalls ungünstig verlaufen wäre, wenn nicht die gute Mutter zu ihrem Sohne geeilt und ihn durch ihre mütterliche Liebe und Sorgfalt zur Geduld ermuntert hätte. Er meinte zwar in einem Briefe an seine Eltern, ob ihr Sohn eine etwas längere oder weniger lange Nase habe, darauf komme es doch wohl nicht an. Bei dem Vater aber verfing dieser Spaß durchaus nicht.

Endlich war die Heilung soweit erfolgt, daß das Gesicht frei war, und der Patient die Heimreise antreten durfte. In gewohnter Weise verbrachte er auf Schloß Harkotten die Ferien, um dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin zurückzukehren. Der Aufenthalt daselbst gefiel ihm aber nicht. „Nirgendwo," schrieb er später an seine Schwester, „wird mit der geistlosesten und rohesten Sittenlosigkeit so braviert."

Nach zwei Semestern schon kehrte er darum Berlin den Rücken, um nach dem sonnenbeschienenen Heidelberg überzusiedeln, wo er das Zeugnis erhielt, daß er „ausgezeichnet fleißig" die Kollegien besucht habe. Da er aber vom Universitätsgericht angehalten wurde, die in Göttingen verwirkte Karzerstrafe abzusitzen, so schüttelte er auch den Heidelberger Staub von seinen Füßen, um sich als akademischer Bürger in München niederzulassen, und „mit rühmlichem Fleiße" die Vorlesungen zu hören.

Die unangenehmen Folgen seines jugendlichen Leichtsinns hatten auf Ketteler bei seinen übrigen guten Charaktereigenschaften einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Von jetzt ab zeichnete er sich aus durch ernstes wissenschaftliches Streben. Dazu kam

noch ein harter Schlag, welcher die Familie Ketteler traf, als am 30. Juli 1832 der Tod den Vater aus dem Kreise seiner Lieben entführte. Durch diesen Sterbefall veränderten sich auch die Vermögensverhältnisse, sodaß der junge Student, wenngleich er keine Entbehrungen zu leiden hatte, dennoch genötigt war, mit seinen Ausgaben bescheiden Maß zu halten. Allein er nahm die Dinge mit männlichem Ernst und mit christlicher Ergebung auf. „Bei keiner Fügung in meinem Leben," so ließ er sich später hierüber vernehmen, „bin ich gewisser, daß sie unmittelbar von Gott kommt, als bei den mir angewiesenen Geldmitteln, und hierin finde ich die hinreichende Beruhigung." Als ein gesetzter und gereifter Mann kehrte er heim in die Ferien. Sogar auf die Jagd verzichtete er, um hinter seinen Büchern zu sitzen. Den Schluß seiner Studien machte er wieder in Berlin, wo seine beiden Brüder damals die Offiziersschulen besuchten. Es drängte ihn nun, sein Examen zu machen. Mit besonderem Eifer lag er daher den Studien ob, und man stellte ihm das Zeugnis aus, daß er mit „rühmlichem Fleiße" die Vorlesungen gehört habe.

Am 21. Mai 1833 erschien Wilhelm von Ketteler zum juristischen Examen in Münster. Er bestand die Prüfung, und sein Zeugnis lautete, daß er „gute natürliche Fähigkeiten und zureichende Rechtskenntnisse besitze" und zum juristischen Beamten „völlig qualifiziert sei."

Ein wichtiger Lebensabschnitt war nun für den jungen Freiherrn gekommen. Wohl hatte er als lebenslustiger Student, zumal in Göttingen, zuweilen über die Stränge geschlagen, aber etwas Unehrenhaftes ließ er sich nicht zuschulden kommen, und nie hat er seinen Glauben verleugnet. „Gewiß," so äußerte er später selbst, war ich ein flotter Student, aber vor Dingen, deren ich mich vor der Welt zu schämen hätte, hat mich Gott bewahrt." Das verdankt wohl der spätere Bischof seiner tief christlichen, häuslichen Erziehung, wie auch den Lebensanschauungen, die er in Brig kennen gelernt hatte. Viel hat auch seine

gute Mutter für ihn gebetet; wohin eben ihr Auge nicht reichte, dahin reichte ihr Herz. Sie gehörte zu den Müttern, welche zu ihren Kindern von Gott reden, aber auch zu Gott von ihren Kindern sprechen im heißen Flehen und Gebet. Nachdem, was ich vorausgeschickt, darf ich im Leben des hochseligen Bischofs von Mainz manche Ähnlichkeit mit dem des großen heiligen Augustinus, des Bischofs von Hippo, erblicken. Wie eine andere Monika mag Kettelers Mutter für ihren Wilhelm gebetet haben und an seine Seite geeilt sein in den harten Tagen der Prüfung, die ihm infolge seines Zweikampfs auferlegt worden war. Inniger Dank zu Gott mag ihrem Herzen entstiegen sein, als ihr Sohn in seiner Gesinnung geläutert und in seinem Charakter gestählt von der Hochschule nach Hause zurückkehrte. Die Führung Gottes ist hier unverkennbar. Aus seiner eigenen Erfahrung heraus vermochte später der Bischof, andere weise zu belehren, eindringlich zu warnen, aber auch milde zu beurteilen und großmütig zu verzeihen. „Je größer die Gefahr," so schreibt er später, „in der man selbst geschwebt, desto tieferes Mitleid fühlt man mit jenen, denen Gott nicht so überfließende Gnaden zugewendet, um diesem Elende zu entgehen."

---

3. Im Staatsdienst.

Am 29. Mai 1833 leistete der junge Jurist vor dem versammelten Kollegium des Königlichen Oberlandesgerichtes zu Münster den Diensteid. Bei dem Land- und Stadtgericht daselbst begann er seine praktische Tätigkeit. Ketteler war ein fleißiger und pünktlicher Beamter, und wie seine vorgesetzte Behörde ihm bezeugte, arbeitete er „mit vielem Fleiß und zur Zufriedenheit."

In dieser Zeit genügte Ketteler auch seiner Militärpflicht als Einjähriger bei dem 11. Husarenregiment, bei dem er am 5. Mai 1834 eintrat. Er war stramm im Dienste, und seine Vorgesetzten waren mit ihm zufrieden, wie sein Urlaubspaß beim Abgang vom Regiment beweist. Derselbe trägt den Vermerk: Der Husar Wilhelm von Ketteler gibt „durch erworbene Dienstkenntnis, sowie durch sein bisheriges gutes Betragen die Erwartung, daß er sich künftighin zum Offizier der Landwehr eignen werde."

Im Sommer 1838 machte er noch die Landwehrübungen mit als Unteroffizier. Offizier ist er nicht geworden, und er hat sich auch niemals um das Offizierspatent beworben. Er hatte keine Freude am Soldatenstand und verglich in einem Briefe an seinen Bruder den Militärrock mit der Zwangsjacke. Er hatte nach seiner eigenen Aussage „einen angeborenen Widerwillen gegen die Verhältnisse eines Soldaten im Frieden." Seiner ganzen Naturanlage zufolge hätte ihm wohl ein ernster Waffengang zur Verteidigung des Vaterlandes oder um anderer höherer Güter willen mehr zugesagt. Als in späteren Jahren Don Karlos in Spanien sich gegen die Usurpation erhob und

überall viel Sympathie fand, da äußerte sich Ketteler als Bischof von Mainz: „Wenn ich ein Kavalier wäre, würde ich meinen Degen dem Kronprätendenten von Spanien anbieten."

Nach Absolvierung seiner Militärdienstzeit im Frühjahr 1835 machte er eine Rheinreise und kam bei dieser Gelegenheit auch nach Mainz, von wo aus er den herrlichen Rochusberg bei Bingen besuchte. Sechzehn Jahre später erwähnt er dieses bei seiner ersten Predigt auf dem Rochusfeste. Zwei Jahre waren inzwischen verstrichen; Ketteler machte nun sein Examen als Referendar, worauf am 14. September 1835 seine Ernennung zum Oberlandesgerichtreferendarius durch den preußischen Justizminister erfolgte. Auf sein Ansuchen wurde ihm jedoch gestattet, in das Verwaltungsfach einzutreten, was denn auch im November desselben Jahres geschah.

Der junge Regierungs-Referendar zeichnete sich auch in seiner neuen Stellung durch besonderen Fleiß und ernste Pflichttreue aus. Er erfreute sich deshalb auch der besonderen Wertschätzung des damaligen Oberpräsidenten von Vincke, eines tüchtigen, um die Provinz hochverdienten Beamten. In seinen Arbeiten erwies sich von Ketteler als „gerader, biederer Mann, dem Billigkeit und Gerechtigkeit, Klarheit und Konsequenz über alles geht", auch wenn dabei der Staat in Frage stand. Deshalb wohl trug ihm ein schriftliches Gutachten in einer heiklen Frage die Bemerkung ein: „Solche Engherzigkeit muß man dem Staate nicht zutrauen." Allerdings hatte der spätere Bischof von Mainz nur allzuoft Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie „engherzig" der Staat sich erwies, wenn es sich um die Rechte der katholischen Kirche handelte. Es war sicher für die spätere Aufgabe des Bischofs von Mainz von providentieller Bedeutung, daß er in dieser Zeit manche kirchenpolitische Fragen zu bearbeiten hatte, wie z. B. die Behandlung der Juden und Mennoniten als Religionsparteien im Regierungsbezirke Münster. In einer diesbezüglichen Arbeit spricht er den Satz aus, daß wohlerworbene Rechte nicht gekränkt werden dürften, und daß eine

solche Kränkung niemals das allgemeine Beste erheischen könne, da das wahre allgemeine Beste in dem Wohle der einzelnen und dem Schutze ihrer Rechte besteht.

Man mag daraus ersehen, daß der spätere Verteidiger der wohlerworbenen Rechte der Katholiken nicht etwa einen einseitigen Standpunkt eingenommen hat. Er war jederzeit bereit, die Rechte des Staates anzuerkennen, aber auch ihm gegenüber die Rechte der Kirche zu verteidigen. Ketteler sah die Aufgabe eines Verwaltungsbeamten in der Förderung des Volkswohles, in dem Schutze des Rechtes, auf welcher Seite dasselbe auch sein mochte. Hierin offenbart sich sein gerader und ehrlicher Charakter, wie er uns in Wort und Schrift des Bischofs so oft begegnet. Ein Beweis dafür ist auch eine Äußerung von ihm aus jener Zeit: „Ich möchte Landrat sein, dann könnte ich viel zum Wohle des Volkes wirken."

Der Regierungs-Referendar zählte jetzt 25 Jahre. Sein Stand und seine Stellung, seine geistigen und körperlichen Vorzüge sicherten ihm einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft. Er war eine stattliche Erscheinung, jugendlich frisch, das Gesicht von einem dunklen Vollbart umrahmt, scharfen Blickes, gewandt im gesellschaftlichen Verkehr mußte das Los des Freiherrn als ein wahrhaft beneidenswertes erscheinen. Gott hatte ihn indessen mit diesen herrlichen Gaben und Vorzügen ausgestattet, um ihm in seinem Reiche einen Posten anzuweisen, für welchen er wie geschaffen erschien.

Kehren wir nun zur weiteren Entwickelung der Laufbahn von Kettelers zurück. Sein Aufenthalt in Münster, die stille aber stete Arbeit, seine nähere Umgebung, der echt katholische Geist, der in der Stadt und besonders in den höheren Ständen heimisch war, übten einen mächtigen Einfluß auf ihn aus. Alles Gute, das in seinem Herzen durch eine vortreffliche Erziehung grundgelegt war, mußte unter diesen Verhältnissen unter dem Tau und Sonnenschein der göttlichen Gnade aufsprossen und auch nach außen in die Erscheinung treten. Nicht

überall viel Sympathie fand, da äußerte sich Ketteler als Bischof von Mainz: „Wenn ich ein Kavalier wäre, würde ich meinen Degen dem Kronprätendenten von Spanien anbieten."

Nach Absolvierung seiner Militärdienstzeit im Frühjahr 1835 machte er eine Rheinreise und kam bei dieser Gelegenheit auch nach Mainz, von wo aus er den herrlichen Rochusberg bei Bingen besuchte. Sechzehn Jahre später erwähnt er dieses bei seiner ersten Predigt auf dem Rochusfeste. Zwei Jahre waren inzwischen verstrichen; Ketteler machte nun sein Examen als Referendar, worauf am 14. September 1835 seine Ernennung zum Oberlandesgerichtreferendarius durch den preußischen Justizminister erfolgte. Auf sein Ansuchen wurde ihm jedoch gestattet, in das Verwaltungsfach einzutreten, was denn auch im November desselben Jahres geschah.

Der junge Regierungs-Referendar zeichnete sich auch in seiner neuen Stellung durch besonderen Fleiß und ernste Pflichttreue aus. Er erfreute sich deshalb auch der besonderen Wertschätzung des damaligen Oberpräsidenten von Vincke, eines tüchtigen, um die Provinz hochverdienten Beamten. In seinen Arbeiten erwies sich von Ketteler als „gerader, biederer Mann, dem Billigkeit und Gerechtigkeit, Klarheit und Konsequenz über alles geht", auch wenn dabei der Staat in Frage stand. Deshalb wohl trug ihm ein schriftliches Gutachten in einer heiklen Frage die Bemerkung ein: „Solche Engherzigkeit muß man dem Staate nicht zutrauen." Allerdings hatte der spätere Bischof von Mainz nur allzuoft Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie „engherzig" der Staat sich erwies, wenn es sich um die Rechte der katholischen Kirche handelte. Es war sicher für die spätere Aufgabe des Bischofs von Mainz von providentieller Bedeutung, daß er in dieser Zeit manche kirchenpolitische Fragen zu bearbeiten hatte, wie z. B. die Behandlung der Juden und Mennoniten als Religionsparteien im Regierungsbezirke Münster. In einer diesbezüglichen Arbeit spricht er den Satz aus, daß wohlerworbene Rechte nicht gekränkt werden dürften, und daß eine

solche Kränkung niemals das allgemeine Beste erheischen könne, da das wahre allgemeine Beste in dem Wohle der einzelnen und dem Schutze ihrer Rechte besteht.

Man mag daraus ersehen, daß der spätere Verteidiger der wohlerworbenen Rechte der Katholiken nicht etwa einen einseitigen Standpunkt eingenommen hat. Er war jederzeit bereit, die Rechte des Staates anzuerkennen, aber auch ihm gegenüber die Rechte der Kirche zu verteidigen. Ketteler sah die Aufgabe eines Verwaltungsbeamten in der Förderung des Volkswohles, in dem Schutze des Rechtes, auf welcher Seite dasselbe auch sein mochte. Hierin offenbart sich sein gerader und ehrlicher Charakter, wie er uns in Wort und Schrift des Bischofs so oft begegnet. Ein Beweis dafür ist auch eine Äußerung von ihm aus jener Zeit: „Ich möchte Landrat sein, dann könnte ich viel zum Wohle des Volkes wirken."

Der Regierungs-Referendar zählte jetzt 25 Jahre. Sein Stand und seine Stellung, seine geistigen und körperlichen Vorzüge sicherten ihm einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft. Er war eine stattliche Erscheinung, jugendlich frisch, das Gesicht von einem dunklen Vollbart umrahmt, scharfen Blickes, gewandt im gesellschaftlichen Verkehr mußte das Los des Freiherrn als ein wahrhaft beneidenswertes erscheinen. Gott hatte ihn indessen mit diesen herrlichen Gaben und Vorzügen ausgestattet, um ihm in seinem Reiche einen Posten anzuweisen, für welchen er wie geschaffen erschien.

Kehren wir nun zur weiteren Entwickelung der Laufbahn von Kettelers zurück. Sein Aufenthalt in Münster, die stille aber stete Arbeit, seine nähere Umgebung, der echt katholische Geist, der in der Stadt und besonders in den höheren Ständen heimisch war, übten einen mächtigen Einfluß auf ihn aus. Alles Gute, das in seinem Herzen durch eine vortreffliche Erziehung grundgelegt war, mußte unter diesen Verhältnissen unter dem Tau und Sonnenschein der göttlichen Gnade aufsprossen und auch nach außen in die Erscheinung treten. Nicht

selten pilgerte er damals des Morgens in aller Herrgottsfrühe nach Telgte hinaus, um dort die heilige Kommunion zu empfangen. Dann erst nahm er den Weg zu seinem Bureau. Wer den Freiherrn recht beobachtete, mußte die Erfahrung machen, daß sich in ihm eine vorteilhafte Wandlung vollzog. Wer aber in seinem Herzen zu lesen vermocht hätte, der hätte gefunden, daß er von seinem Berufe sich nicht befriedigt fühlte. Trotz aller Arbeit und Energie war eine gewisse Leere in ihm. Die Art des Betriebes — viel Papier und wenig Herz — entsprach nicht seinem innersten Verlangen, das Volkswohl zu fördern. Eintönig und langweilig erschien ihm der Dienst. Ihm war, als müsse etwas Außerordentliches geschehen, um ihn aus allem herauszureißen.

Und es geschah etwas ganz Außerordentliches, wenn auch anderer Art, wie es vielleicht der junge Referendar erwartet hatte. Am 20. November 1837 nämlich ließ die preußische Regierung den Erzbischof von Köln, Klemens August, Freiherrn von Droste-Vischering auf die Festung Minden abführen wegen angeblicher staatsgefährlicher Umtriebe. Der wahre Grund seiner Verhaftung aber war die Weigerung des Oberhirten, seinen Treueid gegen die Kirche zu verletzen und die Kinder aus Mischehen dem Protestantismus zuzuführen. Nach Rom hatte die preußische Regierung einen Kurier geschickt, um dort den Erzbischof zu verdächtigen und den wahren Sachverhalt zu verschleiern. Allein dieses Mal hatten die Lügen kurze Beine. Noch bevor das Ereignis in preußischer Färbung dem Heiligen Vater gemeldet worden, war die Wahrheit der Lüge vorausgeeilt, und die ganze Hinterlist und Unehrlichkeit der Diplomatie aufgedeckt worden.

Wie ein Bombenschlag wirkte dieses sogenannte Kölner Ereignis im ganzen katholischen Lager, besonders im katholischen Münsterland, wo man den Erzbischof der rheinischen Metropole kannte und verehrte. Katholische Regierungsbeamte wurden entlassen, wenn sie sich weigerten, der Regierung bei diesem offenbar ungerechten Maßnahmen zu willfahren und sich auf ihr Gewissen beriefen. Andere legten daher ihre Ämter nieder, um nicht mit ihrer Überzeugung in Konflikt zu geraten. Man kann nun leicht ermessen, daß bei der Stimmung, in welcher von Ketteler sich ohnehin befand, dieses Vorkommnis ihn bewog, seine Stelle als preußischer Beamter zu quittieren. „Man muß wahrhaftig", so schrieb er damals, „einen guten Verdauungs-Organismus besitzen, um nicht zu sterben vor Wut über die sich täglich häufenden Schändlichkeiten." Am 26. Mai 1838 kam er um seine Entlassung ein, nachdem er vorher Urlaub genommen hatte. „Eingetretene Verhältnisse," so schrieb er, „machten es ihm zur Pflicht, zurzeit aus seiner seitherigen Dienstbeziehung zur Königlichen Hochwohllöblichen Regierung auszuscheiden." Schon nach zwei Tagen erhielt er den erbetenen Abschied.

Manch' treffliche Kraft wurde damals vom Staate leichten Herzens aufgegeben, die er wenige Jahre später, als die Revolution an die Paläste der Großen pochte, gut hätte gebrauchen können. Doch auch dem Staate und der Gesellschaft gilt das Wort: „Was man sät, wird man ernten."

4. Seine Entscheidung für den geistlichen Stand.

Den Staatsdienst hatte Wilhelm von Ketteler verlassen; aber jetzt drängte sich ihm Tag für Tag die Frage auf: Was nun? Seine ganze Vergangenheit mochte ihn wohl überzeugen, daß er sich der besonderen Führung der göttlichen Vorsehung zu erfreuen hatte, aber er mußte jetzt den Willen Gottes bezüglich seiner Zukunft zu erkennen und diesen zu verwirklichen streben. Mehr als einmal hörte er die Stimme des ewigen Hohenpriesters: „Gehe auch du in meinen Weinberg!" Aber der Entschluß, Priester zu werden, fiel ihm sehr schwer. Das ist auch begreiflich, wenn man den seitherigen Lebensgang betrachtet, den von Ketteler durchgemacht hatte. Vieles, was dem Menschen angenehm erscheint und begehrenswert, mußte er verlassen und viele Opfer harrten seiner. Er fühlte nur zu gut, daß eine gründliche Umgestaltung seines inneren Menschen notwendig sein würde, um die geistliche Laufbahn zu beschreiten. „Um mich zum geistlichen Stand umzugestalten," meinte er damals selbst, „wären größere Wunder erforderlich, als Tote auferwecken."

Indessen lagen die Schwierigkeiten, die seinem Entschluß entgegenstanden, für ihn nicht so sehr, ja nicht einmal in erster Linie in den Opfern, die er zweifelsohne zu bringen hatte, sondern in der tiefen Erkenntnis seiner eigenen Schwäche und Unwürdigkeit. Aber diese demütige Selbsterkenntnis bot auch den Anknüpfungspunkt für die göttliche Gnade. „Meine einzige Hoffnung ist," so drückte er damals sein inneres Empfinden aus, „die unendliche Barmherzigkeit Gottes, welcher nicht nach dem Verdienst der Menschen seine Gnade austeilt und daher auch mich vielleicht trotz meiner Unwürdigkeit bedenken wird."

Der Aufenthalt in der geliebten Heimat, der stete Verkehr mit den Seinen brachte ihn aber dem Ziele auch nicht näher. Er entschloß sich daher, wie schwer es ihm auch ankam, auf ein ganzes Jahr nach München überzusiedeln, um dort zu studieren und sich über seinen zukünftigen Beruf klar zu werden. Im Frühjahr 1839 führte er diesen Entschluß aus, und bald hatte er sich in der ihm wohlbekannten Musenstadt häuslich eingerichtet. Er hatte dort das Glück und die Freude, mit den hervorragendsten Männern der katholischen Gesellschaft zu verkehren, ich nenne nur die Namen Görres, Brentano und Phillips, dessen Haus ihm zur zweiten Heimstätte ward. Das Beispiel dieser durch und durch kirchlich gesinnten Männer und seine fortgesetzte ernste Selbstprüfung hatten ihn gelehrt, das geistige Leben der Kirche mitzuleben. Der Kirche Freuden waren seine Freuden, ihre Leiden seine Leiden. Aufmerksam verfolgte er die Zeitläufte, und seine eigene Seele nährte er mit Gebet und Wissenschaft. Besondere Freude fand er an der Schönheit des katholischen Gottesdienstes bei Gelegenheit der großen kirchlichen Feste. Damals lernte er auch den Bischof von Eichstätt kennen, den späteren Kardinal Reisach, der einen so großen Einfluß auf seine Berufswahl ausüben sollte.

In München machte er aber auch, wenngleich gegen seinen Willen, die Bekanntschaft mit der großen Welt, was ihm viele Ablenkungen brachte, so daß er sich notwendig fortgetrieben fühlte. Jagd- und Gesellschaftsvergnügen nahmen viele Zeit in Anspruch. Bei allem aber blieb in ihm eine Leere, die er wohl augenblicklich vergessen konnte, die sich aber später nur noch empfindlicher geltend machte. Was er in München nicht fand, erhoffte er nun von einer Reise nach dem schönen Tirol. Die majestätischen Berge, die herrliche Landschaft redeten eine eindringliche Sprache zu dem Wanderer, und seine Seele verstand sie vortrefflich. Die frommen Gebräuche des tief gläubigen Volkes muteten ihn wohltuend an. Er dehnte seine Wanderungen aus bis nach Mailand mit seinem wunderbaren Dom und bis nach

Venedig, der zauberhaften Lagunenstadt, die dem nordischen Wanderer erscheint wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Am 15. Dezember war er wieder in München.

Das Jahr in der Fremde war zu Ende, da erfaßte ihn die Sehnsucht nach der Heimat. Allerdings schmerzte es ihn, die Heimreise antreten zu müssen, ohne mit sich ins Reine gekommen zu sein über seine Zukunft, wie sehr er auch gesucht hatte, „der Bestimmungslosigkeit" zu entrinnen.

Ehe er jedoch Bayern den Rücken kehrte, trat er eine Pilgerfahrt nach dem Gnadenorte Altötting an, um sich dort Licht und Kraft zu holen. Diese Wallfahrt hinterließ in ihm einen großen Eindruck, wenn sie ihm auch die ersehnte Entscheidung direkt noch nicht gebracht hatte. Das geht aus einem Schreiben hervor, das er als Bischof an die Geistlichen richtete, worin es heißt: „Insbesondere aber fühle ich mich zum innigsten Danke gegen Maria verpflichtet, da ich es ihrer Fürbitte zuschreibe, daß ich selbst im reiferen Alter noch unter die Diener des Altares des lebendigen Gottes gestellt worden bin." Überhaupt scheint er von Altötting eine besondere Liebe und Verehrung für die marianischen Gnadenorte mitgenommen zu haben. Gerne erschien er später an solchen Orten, um das Volk zum Vertrauen zur Muttergottes zu ermuntern. Wie oft besuchte er als Bischof das niedliche Mariental im Rheingau, um sich und seine Hirtensorgen der schmerzhaften Mutter zu empfehlen. Zuweilen erhob er sich ganz unvermutet von seinem Arbeitstische, um nach Mariental zu pilgern.

Doch nehmen wir den Faden unserer Lebensbeschreibung wieder auf. Am 2. Juni 1840 traf er wieder in Münster ein. Von Herzen hatte er sich auf das Wiedersehen gefreut, allein es gewährte ihm auch jetzt nicht, was er erhofft hatte. Schritt für Schritt führte ihn die Vorsehung aus allem heraus, was ihm später hätte hinderlich werden können in der großen Mission, die Gott ihm vorbehalten hatte. Die große Welt hatte er als eitel und nichtig erkennen und entbehren gelernt, auch die Anhänglichkeit

an die Seinen wurde in der Weise geläutert, daß er ganz und ungeteilt in den Dienst des Allerhöchsten eintreten konnte.

Seit seiner Heimkehr führte er auf Harkotten ein „stilles ländliches Leben." Mehr und mehr fühlte er das Bedürfnis, sich einem anderen auszusprechen und sich Rat zu holen. Er wandte sich deshalb an den Bischof von Eichstätt; dieser hatte es aber mit der Antwort nicht eilig, weshalb Ketteler am 5. Januar 1841 wiederholt an denselben schrieb. Inzwischen zog ihn sein ganzes Gefühl — und da nach seiner Überzeugung im Herzen der eigentliche Mensch steckt — sein eigentliches Ich zum geistlichen Stande hin. Da erhielt er unvermutet die Nachricht, Bischof Reisach sei in Münster. Sofort eilte er dahin, und in der ersten Unterredung schon war der Entschluß gefaßt, die theologischen Studien zu beginnen. Überglücklich kehrte Ketteler nach Hause zurück. Sich selbst mißtrauend, aber alles Vertrauen auf Gott setzend, schrieb er damals: „Wenn ich mit meinen eigenen Kräften einen Nachtwächterposten übernehmen sollte, so würde ich weniger beruhigt über die befriedigende Lösung dieser Aufgabe sein, als ich es jetzt bin, wo ich ganz vorzüglich und vor allem auf die Gnade Gottes rechne, um zu seiner Ehre einen Stand zu bekleiden, der so hohe Kräfte und Heiligkeit vor allen Ständen erfordert."

Wie merkwürdig hat doch Gott diesen Mann geführt! Nicht getäuschte Hoffnungen bezüglich irdischer Güter und Ehren, nicht Überdruß am Leben in der Welt oder Befriedigung des Ehrgeizes waren es, die den gereiften Mann zum Priesterstand führten, sondern die Erkenntnis und die feste innere Überzeugung, daß Gott ihn berufen habe. Diesem Rufe zu folgen, erschien ihm als eine heilige Pflicht, der er sich nicht entziehen dürfe. Sein Ringen in den letzten Jahren galt nur der Gewinnung dieser verpflichtenden Überzeugung. Sobald er diese erlangt, war er zu jedem Opfer bereit, das etwa mit der Ausführung seines Entschlusses verbunden war.

Gerne wäre er, wie Bischof Reisach zuerst geraten, nach

Rom gegangen, um in der heiligen Stadt, im Germanischen Kolleg seinen Studien obzuliegen. Da aber die preußischen Gesetze den dort ausgebildeten Priestern eine Anstellung in der Heimat versagten, so mußte er darauf verzichten. Er entschloß sich deshalb, vorläufig nach Eichstätt zu gehen. Sein Bruder Richard, der in jener Zeit sich mit dem Gedanken trug, Ordensmann zu werden, begleitete ihn bis Mainz. An dem Orte, an welchem sie später gemeinsam wirken sollten — der eine als Bischof, der andere als armer Kapuziner — trennten sie sich am 2. Juli 1841. Wilhelm von Ketteler langte nach einem Abstecher, der dem Besuche seines Bruders Wilderich und der kranken Frau desselben galt, im August in Eichstätt an. Er logierte sich vorläufig im Gasthaus ein, lebte nach einer bestimmten Tagesordnung und betrieb das Studium unter Anweisung des Seminarregens Dr. Ernst. Er kam sich vor wie ein Einsiedler, aber es gefiel ihm sehr gut. Da Ketteler wegen eines Familienbenefiziums die Tonsur empfangen hatte und dadurch das geistliche Kleid zu tragen berechtigt war, ließ er sich auf Wunsch des Bischofs von Eichstätt eine Soutane fertigen, und zu seiner Freude durfte er dem Bischof bei einer Firmung das Kreuz vorantragen. Er war ein stattlicher Kreuzträger im geistlichen Gewand, wie man noch selten einen gesehen haben mochte. Welche Wandlung! Vor kurzem noch hatte er leuchtenden Auges, die Büchse schußbereit, Wald und Flur durcheilt, und jetzt war er ein demütiger, aber freudig bewegter Kreuzträger! Ja, die Gnade Gottes vermag alles, wenn der Mensch ihr nicht widersteht, sondern treu mitwirkt.

Um aber seiner theologischen Ausbildung einen geordneten Fortgang zu sichern, kehrte Ketteler an die Hochschule nach München zurück. Zuvor aber begab er sich nach Innsbruck, um bei den Jesuiten zehn Tage hindurch geistliche Übungen, sogenannte Exerzitien, zu machen. Reich begnadigt, außerordentlich befriedigt kam er von dieser geistigen Erneuerung zurück. In diesen Übungen fand er das beste Mittel, „um sein

geistiges Leben auf eine sichere Grundlage zu bauen." Hier, in der stillen Einsamkeit ließ er seine Vergangenheit an seinem Geiste vorüberziehen unter dem Eindrucke der ewigen Wahrheiten, die, in folgerichtigem Zusammenhang vorgetragen, ihre Wirkung niemals versagen. Seine guten Gedanken und Vorsätze schrieb er auf und bewahrte sie bis zu seinem Tode. Das Aussehen dieser Blätter bewies, daß der spätere Priester und Bischof sie oft wieder in der Hand hatte. Wie neu geboren verließ er die stille Klosterzelle und kam Ende Oktober 1841 nach München.

Mit großem Eifer hörte er die theologischen Vorlesungen. Sie waren ihm nach seiner eigenen Mitteilung sehr interessant und seine Lehrer vortreffliche Männer. Ich könnte mich leicht entschließen, so schrieb er später, mein ganzes Leben der kirchlichen Wissenschaft zu widmen. Zu seinem geistlichen Führer wählte er sich den frommen, vortrefflichen Professor Windischmann, den die jungen Leute aus Rheinland und Westfalen wie ihren geistlichen Vater verehrten und liebten. Für Ketteler war diese Leitung von segensreichen Folgen. Sie bewahrte ihn in seinem Eifer vor schädlichen Übertreibungen und lenkte seine ganze Kraft auf die Erfüllung der Pflicht, die Beherrschung des inneren Menschen und die Vereinigung mit Gott. Immer mehr vertiefte er sich in echt christlicher Frömmigkeit und Ergebung in Gottes heiligen Willen. Bei einem drohenden Familienunglück schrieb er damals seiner Schwester: „So recht eigentlich fürchte ich überhaupt kein Unglück mehr für einen Menschen, der Religion hat; denn wahrhaft zu bedauern ist nur der, der ohne Religion von Leiden heimgesucht wird." Inzwischen hatte sein Bruder Richard ebenfalls das Theologiestudium ergriffen und war auch nach München gekommen, wo die beiden Brüder in innigster brüderlicher Liebe vereint ihre wissenschaftliche Ausbildung betrieben und sich und andere gegenseitig erbauten. Man nannte sie in bekannten Kreisen „die theologischen Brüder."

Nach Schluß des Semesters führte Wilhelm seinen Bruder

an den herrlichen Bergquell, aus dem er vor Jahren so viel Kraft und Gesundheit getrunken, er ging nämlich mit ihm nach Innsbruck, um dort gemeinschaftlich die heiligen Übungen zu machen. Nach den Ferien kehrten sie nach München zurück, ihre Studien weiter zu betreiben. Wilhelm beendigte die seinigen am 27. Juli 1843, und nachdem er sich in die Herz-Mariäbruderschaft zur Bekehrung der Sünder hatte aufnehmen lassen, kehrte er nach Münster zurück, um in das dortige Priesterseminar einzutreten.

Ketteler hatte sich ein gediegenes Wissen auch auf theologischem Gebiete angeeignet, wozu ihn sein gereifteres Alter und sein eiserner Fleiß besonders befähigten. Mit demselben Fleiß und Eifer bemühte er sich nun im Seminar, seine praktische Ausbildung zu betreiben, um ein guter Seelsorger und Seelenhirte zu werden. Für seine Mitalumnen, die alle jünger waren, und denen er durch seinen Bildungsgang und seine Lebenserfahrung imponierte, war er begreiflicherweise der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Allein in seinem ganzen Wesen und Auftreten war nichts Gesuchtes. Er gab sich einfach und schlicht und suchte ganz ihresgleichen zu sein, indem er allen freundlich und liebenswürdig entgegenkam. Jeden Morgen stand er schon um 4 Uhr an seinem Pult, während die Seminaristen erst um 5 Uhr geweckt wurden. Das war die einzige Abweichung von der Seminarordnung, die er sich gestattete mit Billigung seiner Vorgesetzten, sonst hielt er sich mit großer Gewissenhaftigkeit an dieselbe. Er studierte viel und betete fleißig. Oft bildete sich ein Kreis wißbegieriger junger Leute um ihn, um an der stets interessanten Unterhaltung sich zu beteiligen, deren Mittelpunkt Ketteler war, ohne indessen seine Überlegenheit zeigen zu wollen. Er stiftete unter seinen Studiengenossen den lebendigen Rosenkranz, was für die damalige Zeit etwas ganz Außergewöhnliches war.

So verging rasch die Zeit. Am 29. Februar erhielt Wilhelm Emmanuel die niederen Weihen und am darauffolgenden 2. März das Subdiakonat. Zu ihrer großen Freude hatte seine

geliebte Mutter dieser Feier beiwohnen können. Sie hatte ihren Sohn eben in das innere Heiligtum eintreten sehen, seine Priesterweihe und Primiz sollte sie nicht mehr erleben. Am 13. März, kaum 10 Tage später, entschlief die fromme Frau gottergeben im Herrn. Bei den feierlichen Exequien fungierte der Sohn als Subdiakon am Altare. Wilhelm tröstete sich und die Seinen. „Ich möchte wahrhaftig nicht unserem Mütterchen," so schrieb er seinen Geschwistern, „den höchsten Schatz, den Tod der Gerechten, rauben."

Am 10. April erhielt Ketteler durch Weihbischof Melchers, einen Oheim des späteren Erzbischofs von Köln und nachmaligen Kardinals, die Weihe als Diakon, und am 1. Juni 1844, im Alter von 33 Jahren, empfing er die hl. Priesterweihe, um gleich am folgenden Tag, am Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit in der fürstbischöflich Galenschen Kapelle im Dome zu Münster sein erstes heiliges Meßopfer zu feiern. Im Herbst 1844 wurde er Kaplan in Beckum, trat am 3. März drei Jahre später die Pfarrei Hopsten an, wurde im Oktober 1849 Propst von St. Hedwig in Berlin, bis er im Jahre 1850 auf den bischöflichen Stuhl zu Mainz erhoben wurde, den er 27 Jahre innehatte.

5. Kaplan und Pfarrer.

Wer vermag die Freude zu schildern, die das Herz eines jungen Priesters erfüllt, der eben sein erstes heiliges Meßopfer gefeiert hat und nun in froher Erwartung seiner ersten Verwendung in der Seelsorge entgegensieht! Als Mann Gottes und als Mann des christlichen Volkes vermittelt der Priester Gottes Wahrheit und Gnade den Menschen und bringt dem Herrn die Opfer und Gebete derselben dar. Mehr als das, was der Erzvater Jakob dereinst im Traume gesehen, geschieht beim eucharistischen Opfer auf dem Altare. Nicht bloß die Engel Gottes steigen auf geheimnisvoller Himmelsleiter auf und nieder, sondern des Priesters Wort dringt durch den Himmel, und der Sohn Gottes selbst wird gegenwärtig in der demütigen Brotsgestalt. Wie heilig, wie ehrwürdig, wie großartig ist doch das Priestertum, welches Jesus Christus gestiftet hat! Der Priester aber, durchdrungen von seiner hehren Würde und Aufgabe, setzt in seiner Begeisterung alles daran, mit seiner fortschreitenden eigenen Heiligung diejenige der ihm anvertrauten Gemeinde zu bewirken.

Gemäß dem Worte des Völkerapostels, die erste Sorge sei die Heiligkeit, hatte Wilhelm von Ketteler aus seinen ersten Exerzitien zu Innsbruck den Vorsatz mitgebracht, stets und vor allem auf die eigene Heiligung bedacht zu sein. Er wußte wohl aus der Lehre und der Geschichte der Kirche, daß der Priester in der Hand Gottes ein um so tauglicheres Werkzeug ist, je mehr er seine eigene Heiligung erstrebt. Darum begann er seine priesterliche Wirksamkeit, indem er mit einigen gleichgesinnten Freunden

im Pfarrhaus zu Hagen bei Osnabrück die geistlichen Übungen machte. „Menschenkraft," so schrieb er in jenen Tagen, „vermag nichts auf einem so hohen geistigen Gebiete; aber daran liegt nichts, wenn wir nur die Gotteskraft, die in uns wirken will, nicht behindern. Gott gebe uns ein demütiges, einfältiges Herz, das ist die Bedingung des Wirkens des göttlichen Geistes in uns."

Im Herbst 1844 trat er seine erste Stelle an als Kaplan von Beckum, ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern. Die Grenzen der Pfarrei waren aber durch die Einbeziehung der umliegenden Bauernschaften weit ausgedehnt. An Arbeit fehlte es nicht, und Ketteler hatte das Glück, unter einem vortrefflichen Pfarrer und neben gleichgesinnten Mitbrüdern zu wirken, unter denen Johann Bernhard Brinkmann, der spätere Bekennerbischof von Münster mit ihm sich in die Arbeit teilte. Die Kapläne verstanden sich vortrefflich; sie richteten einen gemeinsamen Haushalt ein und bildeten eine kleine geistliche Gemeinschaft mit streng geordneter Regel. Gebet, Arbeit und eifriges Studium füllten die Tage aus, es waren in Wahrheit „volle Tage." Der junge Kaplan bewohnte ein niedriges einfaches Stübchen, in dem er kaum aufrecht stehen konnte. In seinen Predigten mahnte er oft mit eindringlichen Worten zur Buße, und er freute sich gar sehr, als er die Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder einführen durfte. Seine Predigten bereitete er gewissenhaft vor, und seine natürlichen Anlagen machten ihn zu einem tüchtigen, viel gesuchten und in der ganzen Gegend beliebten Verkündiger des Wortes Gottes. Mit Vorliebe verlegte er sich auf die Katechese, der auch die Erwachsenen gerne beiwohnten. Im Beichtstuhl war er geradezu unermüdlich.

Ketteler war ein großer Kinderfreund, besonders nahm er sich der armen verwahrlosten Kleinen gerne an und suchte sie bei braven Leuten unterzubringen. Gern weilte er inmitten der Kinder und erzählte ihnen ernste und heitere Geschichten. Neben den Kindern aber galt seine eifrigste Fürsorge den Armen und

Kranken. Er spendete ihnen nicht bloß geistlichen Trost, sondern auch leibliche Hilfe. Damals gab es nur wenige Niederlassungen von krankenpflegenden Ordensschwestern. Der Kaplan suchte seinen Kranken alle möglichen Dienste zu leisten. „Die Armen und Kranken priesen ihn als ihren Engel." Er faßte es als seinen Beruf auf, „in der Kirche und in den Hütten der Armen und Kranken für das Wohl der Menschen zu wirken."

Dabei führte er ein frommes, abgetötetes, wahrhaft priesterliches Leben, aber ohne etwas Abstoßendes in seinem Wesen und Umgang an den Tag zu legen. Er war stets freundlich und liebevoll gegen jedermann.

Ein bleibendes Denkmal hat er sich in Beckum gesetzt durch Errichtung eines Krankenhauses, wozu er persönlich namhafte Beiträge spendete. Diese Anstalt ward für die Pfarrei ein wahrer Segen, und noch in späteren Jahren erinnerte sich der Bischof gerne an seine Kaplanszeit und an sein Spital.

Das höchste Ziel seiner Wünsche aber hatte Wilhelm von Ketteler erreicht, als ihm am 13. Januar 1847 die Pfarrei Hopsten übertragen wurde. Jetzt konnte er seine hohen Ideen priesterlicher Wirksamkeit in die Tat umsetzen. Er konnte Seelsorge treiben nach Herzenslust. Nicht irdischen Lohn und Anerkennung, nicht Ehrenstellen im Reiche Gottes auf Erden hatte er gesucht, da er sich entschloß, in den geistlichen Stand einzutreten. Pfarrer werden auf dem Lande, wo er wie ein Vater unter seinen Kindern weilen und wirken könnte, das war sein sehnlichster Wunsch. Nun er in Erfüllung gegangen, stellte der neue Pfarrer ernste und große Anforderungen an sich selbst. Der eigenen Kraft mißtrauend, suchte er jede selbstsüchtige Regung niederzukämpfen, um sich ganz als Werkzeug Gott darzubieten, der das Demütige erwählt, und dem die Hoffart zuwider ist.

Am 3. März fand seine feierliche Einführung in die Pfarrei statt. Bei dieser Gelegenheit legte er in seiner Predigt die Auffassung seines Amtes und der damit verbundenen Pflichten in

ergreifenden Worten dar. „Kein Mensch auf Erden," so sprach er, „hat eine Macht, die so groß ist, als die Gewalt des katholischen Priesters, und die Macht des größten Kaisers ist nur ein Schattenspiel gegen die Macht eines katholischen Priesters. Aber, Geliebte, und das ist das Merkwürdige, wir besitzen diese Macht nicht, um damit unter euch gewaltsam zu herrschen, sondern um euch im Namen Jesu Christi zu bedienen in eueren geistigen Bedürfnissen. Um Jesu Christi willen will ich euer Diener sein, der Diener des Ärmsten wie des Reichsten, der Kinder wie der Erwachsenen. Ich will euch dienen mit meiner Zeit, sie soll euch ganz gehören. Ich will euch dienen mit meinem Einkommen und meinem Vermögen. Ich will euch dienen mit den Kräften meines Leibes. Ich will euch dienen mit meinem Verstande. Ich will euch dienen mit meinem Herzen."

Die Pfarrgemeinde Hopsten zählte damals mehr als 2000 Seelen; sie ließ aber in religiöser und sittlicher Beziehung vieles zu wünschen übrig. Es war eben die Zeit religiöser Erschlaffung, die manche Hirten und ihre Herden damals leider ergriffen hatte. Dazu kam noch, daß die Leute vielfach verarmt waren, so daß dem Pfarrer, wie er selbst schrieb, der Leib der ihm Anvertrauten noch mehr zu schaffen machte, wie die Seele. Großes Elend durch Mißwachs und Hunger war in den Jahren 1846 und 1847 über die Pfarrei gekommen. Vielfach schickten die Eltern ihre Kinder anstatt in die Schule auf den Bettel.

Da galt es nun als guter Hirt alles einzusetzen und sein Programm zu verwirklichen. Und wahrhaftig, der Pfarrer von Hopsten hat sein Wort eingelöst. Mitten im tiefen Schnee sah man ihn von Haus zu Haus wandern, um die Leute und ihre Not kennen zu lernen und ihnen Hilfe zu bringen. Er gab nicht bloß selbst alles, was er hatte, er wußte auch die Bemittelten zur gemeinsamen Übung christlicher Barmherzigkeit zu bewegen und eine wohlgeordnete Armenpflege herzustellen.

Zur Hungersnot gesellte sich auch noch der Typhus, der

gerade unter den Armen, Ausgehungerten, seine Opfer suchte. Wie der barmherzige Samariter trat der Pfarrer bei seinen Kranken ein, reinigte und pflegte sie wie ein Krankenbruder und nahm keinen Anstand, selbst die Leichen zu besorgen.

Auch in den verschiedensten Zweigen der Seelsorge war der Pfarrer rüstig an der Arbeit, auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule. Die Verehrung der lieben Muttergottes und den häufigen Empfang der heiligen Sakramente zu fördern, hatte er sich zur besonderen Aufgabe gemacht. An der schönen Pfarrkirche und an der zur Pfarrei gehörigen St. Anna-Kapelle mit einem altehrwürdigen Gnadenbilde hatte der Pfarrer große Freude. Die alljährlich stattfindende Wallfahrt und den St. Annaverein brachte er zu hoher Blüte. Gern erinnerte er sich später dieses Gnadenortes und gedachte der Kapelle noch in seinem Testamente.

Die Aufnahme, welche der neue Pfarrer bei seiner Gemeinde fand, war im Anfang eine geteilte. Es währte indessen nicht lange, da hatte er sich die Liebe und Verehrung aller seiner Pfarrkinder errungen. Bald war die ganze Gemeinde von seiner Selbstlosigkeit, von seinem ernstlichen Eifer, von seiner Frömmigkeit und von seiner wahrhaft apostolischen Gesinnung überzeugt. Die Gemeinde hatte in ihrem Pfarrer den guten Hirten erkannt, der bereit war, sein Leben für seine Schafe hinzugeben. Was jener Hopstener Bauer von ihrem Pfarrer erzählte, war die Überzeugung aller. „Wir hewwt 'n däftigen Pastor. He is stark in'n Kopp, he is stark in'n Buel, he is stark in Budden." Das heißt: Wir haben einen tüchtigen Pfarrer, stark im Kopfe, d. h. gescheit, stark im Beutel, nämlich mildtätig, und stark in den Knochen, von kräftigem Körperbau. Mit Recht konnte Pfarrer Ketteler in Frankfurt von sich sagen: „Ich bin wohlvertraut mit allen Schrecknissen, welche die Todesstunde mit sich führt. Es ist mein täglicher Beruf, den Menschen auf ihrem letzten und ernsten Lebenswege zur Seite zu stehen, in der Todesstunde ihnen mit dem Troste der Religion zu Hilfe zu eilen, nach dem

Tode ihnen die Augen zuzudrücken." Der Pfarrer war von seiner seelsorglichen Tätigkeit hoch befriedigt, ja überglücklich. Mit der ganzen Glut seines Herzens hing er an diesen einfachen Seelen, deren Wert er nach dem Preis des kostbaren Blutes Christi bemaß. In dieser stillen Wirksamkeit in der abgelegenen Landgemeinde dünkte er sich reicher als der König Salomon mit all seiner Pracht und Herrlichkeit.

Gewiß fühlte er mit der Würde des priesterlichen Amtes auch die Bürde desselben. Das Leben eines Pfarrers ist reich an Opfern und Mühsalen, allein es ist auch reich an Freuden und Tröstungen. Für den Sämann ist es ein froher Anblick, wenn er sieht, wie der Same hervorsproßt, den er ausgestreut, vom Sonnenlicht und von der Sonnenwärme gelockt. Wie viel mehr erfreut den Seelenhirten das Gedeihen übernatürlicher Saat! Selbst wenn er in Tränen säen muß, mit Freuden bringt er die Garben in die Scheuern Gottes. Wohl ist der Knecht nicht über den Herrn, und auch der Weg des Priesters führt durch Kreuzdornen, aber wie ein anderer Paulus ist er mitten in der Trübsal übervoll von Freuden. So sieht der Priester aus nach dem Herzen Gottes, und ein solcher Priester war der Pfarrer von Hopsten.

6. Im Parlament zu Frankfurt und auf der ersten katholischen Generalversammlung.

Die politischen Stürme des Jahres 1848 brachten eine gewaltige Aufregung in das deutsche Volk. Was hat man damals nicht alles erhofft für Volk und Vaterland! Ein einiges großes Deutschland erwarteten die einen, Vorrücken der preußischen Grenze bis zur Mainlinie verlangten die anderen. Alle begehrten die Freiheit und träumten von ungeahntem nationalem Aufschwung. In den Regierungspaläften wurde es lebendig. Die Revolution stand vor der Türe. Auch die Katholiken verlangten nach Freiheit für die Kirche, von dem Gedanken ausgehend, daß ohne religiöse Freiheit auch die politische wertlos sei. Mit großem Interesse beteiligte man sich daher an den Wahlen zum Reichsparlament, dem große Aufgaben beschieden zu sein schienen.

Gegen seinen Wunsch, der einzig dahin ging, Gott zu dienen und am Heile der ihm anvertrauten Seelen zu arbeiten, sah sich von Ketteler als Kandidat auf den Schild gehoben. Umsonst suchte er seine Freunde von der Wahl seiner Person abzubringen, er ging als Sieger aus der Urne hervor gegen den Kandidaten der Protestanten. Am 20. Mai 1848 war er bei der Eröffnung des Parlamentes in der Paulskirche zu Frankfurt. Nur ein kirchliches Interesse hatte ihn bestimmen können, die Wahl anzunehmen, und seine ihm so lieb gewordenen Berufsarbeiten auf eine längere Zeit zu verlassen. Für die Freiheit der Kirche wollte er eintreten, die Garantie für dieselbe sollte in die Grundverfassung aufgenommen werden. Ketteler trat

sehr bescheiden in der Fraktionssitzung auf, wo er viele ausgezeichnete katholische Männer kennen lernte. Er nahm es sehr ernst mit der Erfüllung seines Mandats, fleißig besuchte er die Sitzungen und verfolgte mit großem Interesse die Debatten. Zum Worte kam er aber nicht, obwohl er sich mehrmals gemeldet hatte.

War es ihm auch nicht vergönnt, von der Tribüne des Reichstags herab zu sprechen, so sollte er doch an einer anderen Stelle eine Rede halten, welche in ganz Deutschland und darüber hinaus großes Aufsehen erregte, und zwar eine Leichenrede. Am 18. September hatte in den Straßen von Frankfurt der Aufruhr der Revolutionäre manches Opfer an Menschenleben gefordert. Einer der angesehensten Abgeordneten, Fürst Lichnowski und der General von Auerswald waren unter den Gemordeten. Der Pfarrer von Hopsten hatte es übernommen, am Grabe der beiden Abgeordneten und der bei dem Aufruhr gefallenen Offiziere und Soldaten die Leichenrede zu halten. Er entledigte sich seiner Aufgabe in einer großartigen Weise. Unerschrockenen Mutes in erschütternden Worten legte er die Ursachen der moralischen Verworfenheit dar, welche so schauerliche Verbrechen hervorgebracht hatten. Die Untergrabung des religiösen Gefühles, das Aufstacheln der niedrigsten Leidenschaften, das Predigen des Aufruhrs zum bloßen Zweck des Umsturzes alles Bestehenden, solche Ursachen, so führte er aus, haben in unserem, sich gerne so hoch über alle Vergangenheit erhebenden Zeitalter Schandtaten erzeugt, wie sie in den Jahrhunderten der tiefsten Barbarei nicht gräßlicher geschehen konnten." Als die Mörder der Gefallenen bezeichnete er die Männer, welche Christus, das Christentum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verlachen, verspotten und mit ihrem niederen Geifer beflecken. Es sind jene Männer, so führte er aus, welche die beseligende Botschaft von der Erlösung der Menschheit im Herzen des Volkes zu vertilgen streben . . . Es sind jene Männer, welche dem Volke den Glauben nehmen, daß es Pflicht des

Menschen sei, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften zu bezwingen, sich den höheren Gesetzen der Sitte und Tugend zu unterwerfen . . . Die Mörder sind jene Männer, die sich selbst zu Lügengötzen des Volkes machen wollen, damit es vor ihnen niederfalle und sie anbete."

Das war eine deutliche Sprache, das mußte gesagt werden, und das zu sagen, war Ketteler der rechte Mann. Mit einem Male war der Name des Pfarrers von Hopsten in Aller Munde. Die Hoffnungen, welche man auf das Parlament gesetzt hatte, erfüllten sich allerdings nicht, und besonders die Katholiken sahen sich sehr enttäuscht.

Vierzehn Tage nach dieser Leichenfeier, zu Anfang Oktober war die erste Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands im alten Mainz. Zum Besuch derselben waren die katholischen Abgeordneten in großer Zahl am 4. Oktober von Frankfurt herübergekommen, unter ihnen auch von Ketteler. Vom Komitee aufgefordert sprach Ketteler über „die Freiheit der Kirche." Wie die Religion der Freiheit bedürftig, so lauten seine Worte, so bedarf aber auch die Freiheit der Religion; denn ein Volk ohne Religion kann die Freiheit nicht vertragen.

Schon damals machte Ketteler auf die soziale Frage aufmerksam. Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die soziale Frage. Die Schwierigkeit, die Größe und die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllte ihn nach seinen Worten mit der größten Freude. Nicht weil er die Not der Armen nicht mitfühlte, oder weil ihm etwa das Elend seiner Brüder nicht zu Herzen ging, sondern weil es jetzt sich zeigen werde und zeigen müsse, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trage. Solche Worte konnte nur ein Priester sprechen, der von dem göttlichen Charakter der Kirche durch und durch überzeugt, der aber auch fest entschlossen war, freudig und rückhaltlos seine ganze Person in den Dienst dieser Kirche bei Ausübung ihrer erhabenen Mission zu stellen. Wie die Erde nach

langer Trocknung und Dürre durch den erquickenden Regen befruchtet wird, so ward damals das katholische Volk in seinem innersten Sehnen und Verlangen getröstet und ermutigt durch die begeisterten Worte seiner Führer. Ein Augen- und Ohrenzeuge jener Versammlung schildert den Redner als armer Leute Pfarrer von Hopsten, eine hohe mächtige Gestalt, mit scharf geschnittenem Gesicht, auf dem furchtloser Tatendrang sich ausprägt, gepaart mit altwestfälischer Treue. Mit Macht schlug sein zündendes Wort in die Zuhörer ein, und dieser Eindruck wurde noch erhöht, als er am selben Tage beim Festmahl ein Hoch ausbrachte auf die Armen des deutschen Volkes, indem er an so viele Arme dieser Stadt erinnerte, welche die gegenwärtige Freude nicht teilten. Der Erfolg dieser Rede war der ansehnliche Ertrag einer sofort angestellten Sammlung für die Armen.

An diesem Tage und durch diese Rede hatte sich Ketteler bei den Mainzern und zugleich bei den Katholiken des ganzen deutschen Vaterlandes aufs vorteilhafteste eingeführt. Hier offenbarte er sich als Anwalt des Arbeiters gegenüber der Lehre des falschen Sozialismus mit seiner Tyrannei von unten und des falschen Liberalismus mit seiner Tyrannei von oben. Wie ein Herold sozialer Gerechtigkeit pflanzte er das Banner der christlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung auf. Bald darauf nahm Ketteler Urlaub vom Reichstag und kehrte nach Hopsten zurück. Ganz erfüllt von den Eindrücken der Mainzer Versammlung gab er sich sofort daran, auch in seiner Pfarrei einen Piusverein zu gründen, und das heilige Feuer der Begeisterung, das er selber hatte entflammen helfen, in der ganzen Umgegend durch seine herrlichen Reden auflodern zu lassen.

Als er aber wieder nach Frankfurt zurückgekehrt war, lud man ihn ein, auf der Domkanzel zu Mainz eine Reihe von zeitgemäßen Predigten zu halten. Ketteler entsprach bereitwillig dieser Einladung und behandelte in sechs Kanzelvorträgen die große soziale Frage der Gegenwart. „Wer die so-

ziale Frage begreift," so sprach er, „der erkennt die Gegenwart; wer sie nicht begreift, dem ist Gegenwart und Zukunft ein Rätsel."

Da stand er, der gewaltige Mann, auf der Kanzel im altehrwürdigen Dome von Mainz, die weiten Hallen des Gotteshauses waren dicht besetzt von den atemlos lauschenden Zuhörern, mindestens 6000 an der Zahl! Wie warmer Frühlingshauch, der das Eis auftaut, so kam sein Wort über seine Zuhörer, denen in Wahrheit das Herz aufging. Ein Anwalt der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit, verteidigt er privates Recht und Eigentum, aber auch die öffentliche und private Pflicht gegen Arme und Notleidende. Wie begeistert sprach er von der Freiheit, von der Bestimmung des Menschen, von der Ehe und Familie!

Am 20. Dezember 1848 hatte Ketteler die letzte Predigt gehalten, um am folgenden Morgen nach Hause zu eilen. Er hatte noch den Besuch des Mainzer Oberhirten, Petrus Leopold Kaiser, erhalten, der ihm seinen Dank für das apostolische Wirken aussprach. Indessen war er kaum zu Hause angelangt, als er die Nachricht vom Ableben des Bischofs erhielt.

Mit heiligem Eifer griff er seine Pastorationsarbeiten wieder auf. Sein Mandat für den Reichstag legte er nieder, um wieder ganz „Bauernpastor" sein zu können. Ein Fraktionsgenosse hatte ihm in Frankfurt folgenden Abschied gewidmet: „Sein Kommen, Weilen und Verschwinden in und um Frankfurt war tausend Herzen lehrreich, rührend, unvergeßlich geworden, und wir sind überzeugt, daß er als mächtige Persönlichkeit für die katholische Kirche in unzähligen Gemütern fortleben wird zum Heile unseres Volkes, das er so innig liebt, dem er sein Leben geweiht hat." Welch tiefen Eindruck muß doch das ganze Auftreten dieses gewaltigen Mannes gemacht haben! Solche Worte erfindet man nicht; sie sind die unmittelbare unverfälschte Wiedergabe des gewonnenen Eindrucks.

In Hopsten wurde nun eine Volksmission abgehalten,

welche zur Freude des Pfarrers reiche Früchte brachte. Eine Kongregation für Jünglinge und eine solche für Jungfrauen wurde gegründet, die sich der besonderen Pflege des guten Hirten erfreuten. Indessen waren seine Tage in Hopsten gezählt, obwohl er selbst nicht daran dachte, seinen ihm so lieb gewordenen Wirkungskreis zu verlassen. Am 10. April 1849 erging an ihn der Ruf, als Propst von St. Hedwig die Pastoration der Katholiken von Berlin und die Leitung des Delegaturbezirks zu übernehmen. Alles Sträuben und alle Einwendungen nützten nichts. „Nur wenn ich den Befehl meines geistlichen Oberen vor mir habe," erklärte er zuletzt, „und so in ihm den Willen Gottes vernehmen muß, werde ich mich blindlings meinem Berufe hingeben." Der ließ denn auch nicht auf sich warten. Der Bischof von Münster wie der Fürstbischof von Breslau, dem die Propstei St. Hedwig untersteht, ließen ihm die Weisung zugehen, daß er annehmen möchte. Nachdem von Ketteler noch den Rat anderer hochgeschätzter Männer eingeholt hatte, gab er mit schwerem Herzen seine Zusage.

Am 15. Juli 1849 predigte er zum letztenmal in Hopsten, wo ihm sein Bruder Richard als Pfarrer, wie einst in Beckum als Kaplan, nachfolgte. Er nahm einen kurzen Aufenthalt in der Heimat, machte geistliche Übungen und begab sich dann im Oktober nach Berlin, um seinen neuen Wirkungskreis anzutreten.

7. Propst von St. Hedwig in Berlin.

Letzte Durchgangsstation zum Bischofsstuhl von Mainz.

Man hatte dem neuen Propst sein Arbeitsfeld geschildert „als einen weiten nach erquickendem Tau sich sehnenden Acker," der, wenn er diesen empfängt, „reiche Früchte tragen und den Segen, der ihm geworden, tausendfach lohnen wird," der aber, wenn er ihn nicht empfängt, „wie das Weizenkorn vertrocknen oder am Wege zertreten wird."

Was seiner harrte an Arbeit und Sorgen, das schrieb er seinem Fürstbischof, nachdem er vier Wochen beobachtet und einen Einblick in die Verhältnisse gewonnen hatte: „ein unermeßliches Seelenbedürfnis, einen wahrhaft verwilderten Acker im Weinberg des Herrn, große Übelstände, die behoben werden müssen." Berlin zählte damals ungefähr 20 000 Katholiken und 5000 katholische Soldaten. Außer der St. Hedwigskirche besaß die Gemeinde kein anderes Gotteshaus, und dieses war meist leer. An manchen Sonn- und Festtagen erfüllten kaum einige Hundert ihre Pflicht, die hl. Messe zu hören. Dabei sah sich der Propst in der inneren wie in der äußeren Verwaltung seines Amtes durch einseitige staatliche Maßregeln überall behindert.

Vor allem trat Propst Ketteler mit seinen geistlichen Mitbrüdern in nähere Verbindung und führte einen gemeinsamen Mittagstisch bei sich ein. Auch in Berlin zeichnete sich sein Wirken wie an den Orten seiner früheren Tätigkeit aus, vor allem durch seine mächtigen und ergreifenden Predigten, sowie durch seine unermüdliche Liebe und Fürsorge für die Armen und

Kranken. Die Großstadt mit ihrem Elend bot ihm reichlich Gelegenheit zur Übung der leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit. Dort konnte er sich umfassende Erfahrungen auf diesem Gebiete sammeln. Zu den Vornehmen und zum Hofe fand er selten oder nie den Weg, die Pfade aber, welche zu den Hütten der Armut führten, waren ihm dafür um so bekannter.

Ketteler war indessen nicht bloß Pfarrer von Berlin, er war auch der Stellvertreter des Fürstbischofs für die weite Umgebung von Berlin, in welcher Katholiken zerstreut lebten. Diesen kleinen katholischen Gemeinden in der weiten Diaspora fehlte es überall an Mitteln, und doch war die Not so groß, während der Propst nur ein verhältnismäßig geringes Einkommen hatte. Die Lage der Katholiken unter einer erdrückenden protestantischen Majorität war keineswegs angenehm. Hier lernte von Ketteler durch den Augenschein die Notwendigkeit des Bonifatiusvereins und dessen Bedeutung kennen, den er später oft und aufs wärmste empfahl. Wie freute er sich, auch nur in bescheidenem Maße helfen zu können, und wie dankbar erwiesen sich diese verlassenen Schäflein! Manche Herzensfreude wurde dem besorgten Hirten zuteil, die nach seinen eigenen Worten „zu den liebsten Erinnerungen seines Lebens gehörten." Noch nach 24 Jahren erzählte er in einer Predigt auf dem Rochusberge bei Bingen von den armen Katholiken von Pasewalk, die unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen ihren Glauben bewahrten, obwohl sie 50 Jahre hindurch keinen katholischen Seelsorger mehr gesehen hatten.

In Berlin sorgte er für die Errichtung und Erweiterung der Schulen unter unsäglichen Schwierigkeiten. Der Magistrat von Berlin hatte für die Katholiken nichts übrig, und doch war der Bestand der katholischen Schulen eine Lebensfrage für die katholische Kirche in Berlin. Indessen war und blieb eine Hauptsorge des Propstes das Heil und Wohl der Kranken. Es läßt sich das leicht denken. Wie oft wird der Kampf ums Dasein für die armen mittellosen Arbeiter, die nach der Großstadt

kommen, so hart und verzweifelt, daß sie vom rechten Pfad abkommen, zumal bei der unzureichenden Gelegenheit zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse und zur Erfüllung der religiösen Pflichten. Kampfesmüde, krank und siech an Leib und Seele aufs Lager niedergeworfen findet sie dann der Seelsorger. Jetzt gilt es, den Ärmsten barmherziger Samariter zu sein und sie in eine gute und sichere Herberge zu führen. Wie als Kaplan von Lembeck, so war er auch jetzt in Berlin überall und unablässig tätig, die notwendigen Mittel zum Bau eines großen, gut eingerichteten Krankenhauses zu beschaffen, denn das vorhandene kleine St. Hedwigskrankenhaus hatte nur für 50 Betten Raum. Außer einem Bauplatz und 4000 Taler Schulden war nichts dafür vorhanden. Als aber Propst Ketteler nach 10 Monaten Berlin verließ, ragten die Mauern des Neubaus bereits aus der Erde, und der Baufonds belief sich auf 50000 Taler.

Berlin war nur eine letzte und zwar kurze Durchgangsstation für den Mann, den die göttliche Vorsehung für einen anderen Posten ausersehen hatte. Das sprach der Fürstbischof von Breslau in einem Briefe an Ketteler aus, in welchem er Berlin als eine Schule reicher Erfahrung für das bischöfliche Amt bezeichnete.

In Mainz war inzwischen nach dem Tode des Bischofs Petrus Leopold Kaiser das Domkapitel zur Wahl eines neuen Oberhirten zusammengetreten. Der Erwählte wurde jedoch von Rom nicht bestätigt. Schließlich kam man überein, dem Hl. Vater drei Kandidaten vorzuschlagen, aus welchen er den Bischof von Mainz ernennen sollte. Es waren die Domkapitulare Förster von Breslau, Öhler von Rottenburg und Propst von Ketteler in Berlin. Die Wahl des Hl. Vaters, Pius IX., fiel auf den letzteren, auf den sich bereits aller Augen gerichtet hatten.

Die Ernennung erfolgte am 15. März 1850; am 29. desselben Monats traf die Urkunde in Mainz ein. Das war eine Freudenbotschaft, die dort und in der ganzen oberrheinischen

Kirchenprovinz mit Jubel aufgenommen wurde. Nur einer freute sich nicht, und das war der Erwählte selbst; denn ihm schwebte beständig seine Unwürdigkeit und Unfähigkeit vor Augen. Nur die Tatsache, daß der Stellvertreter Christi ihn gerufen und die Überzeugung, daß er keine Ehrenstelle gesucht, verliehen ihm wieder seine innere Ruhe, mit der er nun den kommenden Ereignissen entgegensah.

Am 30. Juni hielt er die letzte Predigt in Berlin, dann ging er auf einige Tage zur stillen Sammlung in die Heimat. Sein Vorhaben, ganz unbemerkt in Mainz einzutreffen, mußte er auf dringenden Wunsch der Mainzer und auf Zureden maßgebender Persönlichkeiten fallen lassen. Am 13. Juli wurde in der alten Bischofsstadt bekannt, daß der neue Bischof drei Tage später seinen Einzug halten wolle. Die Ankunft erfolgte am 16. Juli auf einem reich beflaggten Dampfboote. Die Fahrt von Bingen bis Mainz glich einem wahren Triumphzug. In Biebrich bot der Herzog von Nassau, obwohl Protestant, dem Oberhirten einen Willkommgruß vom Balkon seines Schlosses; in Mainz aber gestaltete sich der Empfang zu einer begeisterten, großartigen Ovation, an der die ganze Bevölkerung freudigen Anteil nahm. Am 25. Juli, dem Festtage des hl. Apostels Jakobus war die feierliche Konsekration im hohen Dom durch den Erzbischof Hermann von Vicari von Freiburg unter Assistenz der Bischöfe von Limburg und Fulda, während der Bischof von Rottenburg als Zeuge fungierte. Es kann natürlich meine Aufgabe nicht sein, hier diese glanzvolle Feier zu schildern. Gewiß hatten die Mainzer alles aufgeboten, um ihren Bischof zu ehren, aber, was allen diesen Ovationen in jenen Tagen eine größere Bedeutung verlieh, bestand darin, daß sie unverfälscht und getreu die Gesinnungen zum Ausdruck brachten, welche in der Tat die treuen Katholiken der Bischofsstadt erfüllten.

Wie wunderbar sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Das läßt sich so recht erkennen in der Berufung des Propstes Freiherrn Wilhelm Emmanuel von Ketteler auf den

kommen, so hart und verzweifelt, daß sie vom rechten Pfad abkommen, zumal bei der unzureichenden Gelegenheit zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse und zur Erfüllung der religiösen Pflichten. Kampfesmüde, krank und siech an Leib und Seele aufs Lager niedergeworfen findet sie dann der Seelsorger. Jetzt gilt es, den Ärmsten barmherziger Samariter zu sein und sie in eine gute und sichere Herberge zu führen. Wie als Kaplan von Lembeck, so war er auch jetzt in Berlin überall und unablässig tätig, die notwendigen Mittel zum Bau eines großen, gut eingerichteten Krankenhauses zu beschaffen, denn das vorhandene kleine St. Hedwigskrankenhaus hatte nur für 50 Betten Raum. Außer einem Bauplatz und 4000 Taler Schulden war nichts dafür vorhanden. Als aber Propst Ketteler nach 10 Monaten Berlin verließ, ragten die Mauern des Neubaus bereits aus der Erde, und der Baufonds belief sich auf 50 000 Taler.

Berlin war nur eine letzte und zwar kurze Durchgangsstation für den Mann, den die göttliche Vorsehung für einen anderen Posten ausersehen hatte. Das sprach der Fürstbischof von Breslau in einem Briefe an Ketteler aus, in welchem er Berlin als eine Schule reicher Erfahrung für das bischöfliche Amt bezeichnete.

In Mainz war inzwischen nach dem Tode des Bischofs Petrus Leopold Kaiser das Domkapitel zur Wahl eines neuen Oberhirten zusammengetreten. Der Erwählte wurde jedoch von Rom nicht bestätigt. Schließlich kam man überein, dem Hl. Vater drei Kandidaten vorzuschlagen, aus welchen er den Bischof von Mainz ernennen sollte. Es waren die Domkapitulare Förster von Breslau, Öhler von Rottenburg und Propst von Ketteler in Berlin. Die Wahl des Hl. Vaters, Pius IX., fiel auf den letzteren, auf den sich bereits aller Augen gerichtet hatten.

Die Ernennung erfolgte am 15. März 1850; am 29. desselben Monats traf die Urkunde in Mainz ein. Das war eine Freudenbotschaft, die dort und in der ganzen oberrheinischen

Kirchenprovinz mit Jubel aufgenommen wurde. Nur einer freute sich nicht, und das war der Erwählte selbst; denn ihm schwebte beständig seine Unwürdigkeit und Unfähigkeit vor Augen. Nur die Tatsache, daß der Stellvertreter Christi ihn gerufen und die Überzeugung, daß er keine Ehrenstelle gesucht, verliehen ihm wieder seine innere Ruhe, mit der er nun den kommenden Ereignissen entgegensah.

Am 30. Juni hielt er die letzte Predigt in Berlin, dann ging er auf einige Tage zur stillen Sammlung in die Heimat. Sein Vorhaben, ganz unbemerkt in Mainz einzutreffen, mußte er auf dringenden Wunsch der Mainzer und auf Zureden maßgebender Persönlichkeiten fallen lassen. Am 13. Juli wurde in der alten Bischofsstadt bekannt, daß der neue Bischof drei Tage später seinen Einzug halten wolle. Die Ankunft erfolgte am 16. Juli auf einem reich beflaggten Dampfboote. Die Fahrt von Bingen bis Mainz glich einem wahren Triumphzug. In Biebrich bot der Herzog von Nassau, obwohl Protestant, dem Oberhirten einen Willkommgruß vom Balkon seines Schlosses; in Mainz aber gestaltete sich der Empfang zu einer begeisterten, großartigen Ovation, an der die ganze Bevölkerung freudigen Anteil nahm. Am 25. Juli, dem Festtage des hl. Apostels Jakobus war die feierliche Konsekration im hohen Dom durch den Erzbischof Hermann von Vicari von Freiburg unter Assistenz der Bischöfe von Limburg und Fulda, während der Bischof von Rottenburg als Zeuge fungierte. Es kann natürlich meine Aufgabe nicht sein, hier diese glanzvolle Feier zu schildern. Gewiß hatten die Mainzer alles aufgeboten, um ihren Bischof zu ehren, aber, was allen diesen Ovationen in jenen Tagen eine größere Bedeutung verlieh, bestand darin, daß sie unverfälscht und getreu die Gesinnungen zum Ausdruck brachten, welche in der Tat die treuen Katholiken der Bischofsstadt erfüllten.

Wie wunderbar sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Das läßt sich so recht erkennen in der Berufung des Propstes Freiherrn Wilhelm Emmanuel von Ketteler auf den

Stuhl des hl. Bonifatius in Mainz. Diese Erkenntnis war es auch, welche den neuen Bischof stärkte in den Seelenstürmen, welche seine Berufung über ihn brachte. Kardinal Reisach hatte schon am 2. März 1850 an Ketteler geschrieben: „Ich sehe im ganzen Verlauf dieser Mainzer Geschichte die Hand Gottes;" und wenn das Frankfurter Parlament, so meinte er, die Veranlassung war, Ketteler in Mainz bekannt werden zu lassen, dann hat es doch etwas Gutes bewirkt.

Das war wohl allgemein die Auffassung in katholischen Kreisen. Gott hatte durch die Erhebung Kettelers die Mainzer Kirche vor weiteren Trübsalen bewahrt und in dem neuen Mainzer Oberhirten dem katholischen Deutschland, zumal der oberrheinischen Kirchenprovinz, einen kraftvollen Führer geschenkt. Ketteler ward zum leuchtenden Vorbilde jener Männer, deren die Kirche im späteren „Kulturkampf" bedurfte.

---

8. Verhältnisse bei seinem Amtsantritt als Bischof von Mainz.

Die glanzvolle Vergangenheit des alten Mainzer Kurstaates, mit dessen Grenzen sich das Erzstift ziemlich deckte, war dahin. Und bei der Neugestaltung der Dinge schien sich alles verschworen zu haben, die Reste der alten Mainzer Herrlichkeit noch vollends abzutragen, so daß davon nichts mehr übrig blieb als „Namen und Steine."

Wohl war unter dem vortrefflichen Bischof Joseph Ludwig Colmar das kirchliche Leben wieder erwacht, allein in der Folge wurde die Mainzer Diözese neu umschrieben nach den Grenzen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt. Die Katholiken bildeten jetzt nur ein starkes Drittel der Gesamtbevölkerung und lebten mit Ausnahme einiger kleinerer Distrikte als schwache Minderheiten in ganz protestantischen Gegenden.

In Mainz selbst hatte ein ungläubiger, kirchenfeindlicher Geist unter den Gebildeten Platz gegriffen, der Mainzer Adel und viele wohlhabende treu katholische Bürger waren ausgewandert, die Revolution und die Franzosenherrschaft zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatten übel gewirtschaftet. Die Mainzer Kirche blutete aus vielen und tiefen Wunden. Es währte lange, bis eine geordnete kirchliche Verwaltung wieder ins Leben trat; und es währte noch länger, bis die Kirche von dem Alp des Staatskirchentums, unter dem sie beim Amtsantritts des neuen Bischofs seufzte, befreit war. In dieser Beziehung stand es eben in Mainz nicht besser als in den anderen Diözesen der oberrheinischen Kirchenprovinz, Freiburg in Baden,

Rottenburg in Württemberg, Fulda in Kurhessen und Limburg in Nassau. Je enger das Gebiet war, welches diese Regierungen zu beherrschen hatten, desto mehr griffen sie auf das kirchliche Gebiet über. Anstatt um die Ordnung der Staatsfinanzen besorgt zu sein, bekümmerten sie sich um den Klingelbeutel der Kirche.

Es wäre gewiß verkehrt, wollte man von den damaligen Verhältnissen düstere Bilder entwerfen zu dem Zwecke, die Lichtgestalt des Bischofs dadurch um so heller hervortreten zu lassen. Die Lage war an sich traurig genug infolge der Entwicklung, die die Dinge genommen hatten. Noch wirkten in der Diözese altehrwürdige Männer, Priester nach dem Herzen Gottes aus der Schule des vortrefflichen Liebermann, der das Mainzer Seminar unter Colmar geleitet hatte. Ihre Zahl war aber mehr und mehr zusammengeschmolzen. Die katholischen Theologen mußten ihre Studien in Gießen machen, einer protestantischen Stadt, in der sich damals noch nicht einmal eine katholische Kirche befand. Was einen angehenden Priester begeistern, heben, erfreuen und mit heiligem Verlangen, im Weinberg des Herrn arbeiten zu dürfen, erfüllen kann, das alles fehlte in Gießen. Die staatliche Bevormundung hatte auch in der katholischen Kirche „Großherzogliche Pfarrämter" eingerichtet und „Kirchenbeamte" anstatt Seelsorger hervorgebracht, deren „dienstliches" und „außerdienstliches" Verhalten dem katholischen Volke nicht immer zur Erbauung gereichte. Dazu kamen noch im Jahre 1845 die „Deutschkatholiken", welche an größeren Orten Gemeinden gründeten und nicht wenig zur Verwirrung der Gläubigen beitrugen. So fand der neue Bischof ein wirres Durcheinander, das Unkraut hatte den guten Weizen überwuchert.

Ein zerfallenes Kirchengebäude macht immer einen traurigen Eindruck. Wenn aber der lebendige Gottestempel so viele Trümmer aufweist, so ist der Eindruck, welchen derselbe auf einen Seelenhirten machen muß, ein äußerst betrübender. Bischof Ketteler hatte bald einen Überblick über die Verhältnisse gewonnen

teils aus eigener Erfahrung, teils aus den Mitteilungen jener Männer, die unter der Führung eines Lennig bereits kräftig zur Besserung der Verhältnisse eingesetzt hatten. Es hatte aber bis dahin die tatkräftige Oberleitung gefehlt, die nun durch Gottes Barmherzigkeit der Mainzer Diözese in Bischof Ketteler geschenkt worden war. Es bedurfte einer starken Hand, eines sicheren, zielbewußten Vorgehens, um Ordnung zu schaffen, dem Guten Bahn zu brechen und den Acker Gottes zu neuer Aussaat zu bestellen. Dazu war eben Bischof Ketteler ganz der rechte Mann.

Indessen darf man sich die Sache nicht so vorstellen, als ob der neue Bischof im Vollgefühl seiner bischöflichen Gewalt ein rücksichtsloser Eiferer gewesen wäre. Man darf auch den hochseligen Bischof nicht als einen Mann betrachten, der vermöge seiner adeligen Herkunft den Kirchenfürsten vor dem Seelenhirten hervorgekehrt habe. Wilhelm Emmanuel von Ketteler hat sich während der 27 Jahre seiner bischöflichen Tätigkeit stets bemüht, ein wahrhaft katholischer Bischof zu sein nach den Vorschriften und dem Geiste der Kirche. Ihm schwebte das Ideal eines Bischofs vor Augen, wie es viele Heilige nach dem Zeugnis der Kirchengeschichte zu verwirklichen bestrebt waren. Schon im Seminar zu Münster hatte er sich den hl. Karl Borromäus erwählt, sein Leben zu studieren und sein Beispiel nachzuahmen. In die Fußtapfen heiliger Priester und Bischöfe einzutreten, nach ihrem Beispiel sich selbst und seine Herde umzuformen, das betrachtete er als sein Ziel und seine ernste Pflicht. Geist und Gesetz der Kirche waren die Richtschnur seines Handelns sowohl für seine Person, wie für sein Amt. Wenn er daher an seine Priester hohe Anforderungen bezüglich ihres priesterlichen Wandels und ihrer seelsorglichen Tätigkeit stellte, dann stellte er deren noch höhere an sich selbst. Er konnte seinen geistlichen Mitbrüdern in voller Wahrheit sagen: Habe ich je etwas von euch gefordert, was ich nicht selbst und in gleichem Maße getan? Wie schön hatte er in seinem ersten Hirtenbrief

gesagt: „Ich bin mir bewußt, daß ich selbst damit beginnen muß, mich der göttlichen Ordnung in unserer Kirche zu unterwerfen, bevor ich euch ermahne, sie in Demut anzuerkennen.“ Von Ketteler war neununddreißig Jahre alt, als er den Stuhl des heiligen Bonifatius bestieg und erfreute sich einer eisernen Gesundheit. Man muß ihn gesehen haben, den starken Mann in seiner stattlichen Größe, von kräftigem Körperbau, dem durchdringenden Auge, dem gemessenen Auftreten! Jeder Zoll an ihm verriet den Bischof, den Kirchenfürsten, den Nachfolger der Apostel. Aber diese Erscheinung hatte nichts Abstoßendes an sich, die Kinder erkannten in ihm sozusagen instinktmäßig ihren Freund, das Volk kam ihm vertrauensvoll entgegen und verehrte ihn als den gottgesandten Hirten. Einen Moment war ein Teil der Geistlichen zurückhaltend, aber das währte nicht lange, und der gesamte Klerus wie das Volk standen hinter ihrem Bischof wie ein Mann. Der Grund davon lag klar zutage. Alle, sogar die feindselig Gesinnten mußten sich von seiner gänzlichen Uneigennützigkeit überzeugen, ebenso von seiner Wahrhaftigkeit und seiner opferwilligen Liebe. Der Bischof war offen und heiter, er lebte und weilte gerne unter dem Volke, und wie würdevoll auch sein Auftreten war, so verkehrte er doch stets freundlich mit jedermann. Darum konnte denn auch schon nach drei Jahren seiner Wirksamkeit als Bischof ein Redner auf der Katholikenversammlung in Mainz sagen: „Man braucht nur seinen Namen zu nennen, um mit Begeisterung erfüllt zu werden.“ Doch eilen wir den Tatsachen nicht voraus. Wenn ich kurz das Wirken des großen Mainzer Bischofs schildern soll, dann fasse ich alles in die Worte zusammen: Er suchte sich selbst zu heiligen und ging ganz auf in dem Streben, den ihm anvertrauten Seelen das ewige Heil zu vermitteln und die zeitlichen Leiden zu mindern. In den Dienst der gesamten Kirche aber stellte er seine ganze Person, seine geistigen und körperlichen Kräfte, sein Hab und Gut.

---

9. Selbstheiligung.

Seit Ketteler den Entschluß gefaßt, Priester zu werden, stand es bei ihm fest: Wer andere heiligen will, muß sich zuvor selber heiligen. So ist es in der Tat. Des Priesters ersprießliches Wirken in seiner Gemeinde hält gleichen Schritt mit seiner Selbstheiligung. Durch seine eigene innere Umformung nach Christi Geist und Sinn macht er sich selbst immer mehr geeignet zu einem tauglichen Werkzeug der göttlichen Gnade. Aus den Kämpfen und Mühen, die ihm aus dem eigenen Streben nach Vollkommenheit erwachsen, lernt er die Schwierigkeiten kennen, die auch anderen entgegenstehen, und aus dieser Erkenntnis gewinnt er Entschiedenheit und Milde in der Seelenführung. Je mehr der Priester sich Gott schenkt, desto mehr schenkt Gott ihm die Seelen.

Seit den Oktobertagen des Jahres 1841, in welchen von Ketteler bei den Jesuiten in Innsbruck zum erstenmal Exerzitien gemacht hatte, befolgte er mit großer Gewissenhaftigkeit eine ganz bestimmte Tagesordnung, die später mehr auf das priesterliche Leben und Arbeiten zugeschnitten wurde, in der Hauptsache aber sich gleich blieb. Ordnung ist das halbe Leben, sagt das Sprichwort, und das gilt auch vom geistlichen Leben.

Das bischöfliche Palais in Mainz ist die alte Domkustodie, eine würdige Bischofswohnung mit schönem Garten. Im ersten Stockwerk bewohnte der Bischof drei Zimmer, die nach der Gartenseite lagen, das geräumigste in der Mitte war sein Arbeitszimmer, während das erste zum Empfangs- und das letzte zu seinem Schlafgemach diente. Mit großer Regelmäßigkeit erhob sich der Bischof um 4 Uhr in der Frühe von seinem

einfachen Lager. Noch herrschte tiefe Stille in den Räumen des Hauses, da begab sich der Bischof — im Winter in seinen Mantel gehüllt mit Holzschuhen an den Füßen zum Schutze gegen die Kälte — zur Kapelle, um sich durch Gebet und Betrachtung zur hl. Messe vorzubereiten. Gewöhnlich trug er eine kleine handliche Ausgabe des „Neuen Testamentes" bei sich, dem er in der Regel seinen Betrachtungsstoff entnahm. Am Abend pflegte er einen Abschnitt aus einem Kapitel zu lesen und die Stellen zu unterstreichen, die ihm Stoff zur Betrachtung zu bieten schienen. Dadurch kam es, daß sein Exemplar stark verbraucht war.

Um 5 Uhr las er die heilige Messe, wobei er, wie bei allen priesterlichen und bischöflichen Funktionen die Vorschriften der Kirche genau beobachtete. Nach einer frommen Danksagung nahm er ein sehr bescheidenes Frühstück ein, hierauf ging es an die Erledigung der laufenden Geschäfte und dann an das Studium und die schriftlichen Arbeiten, deren ja so viele aus seiner Feder flossen. Er erfreute sich einer unverwüstlichen Arbeitslust und einer unermüdlichen Arbeitskraft, und mit der zunehmenden Arbeitslast schienen sich die Kräfte seines Körpers und Geistes zu verdoppeln. Nur die große und fast ausnahmslose Regelmäßigkeit in seiner ganzen Lebenshaltung macht es erklärlich, daß der Bischof trotz seiner gehäuften Tätigkeit fast bis in seine letzten Lebenswochen eine große geistige und körperliche Frische sich zu bewahren wußte. Früh am Morgen begann sein Tagewerk, aber zeitig am Abend ging er zur Ruhe. Wer mich am Abend nach Tisch noch haben will, sagte er einmal, der ist mein Feind.

Seine Mahlzeiten waren höchst einfach. Große Diners gab es beim Bischof nicht, aber gegen seine Mitbrüder im geistlichen Amte war er gastfreundlich. Gar oft waren die Mitglieder des Domkapitels sowie der Klerus der Stadt bei ihm zu Tische. Dann unterhielt er sich leutselig mit allen, und auch für den jüngsten Kaplan hatte er ein gutes, aufmunterndes Wort.

Regelmäßig hielt er die geistliche Lesung und machte täglich eine Besuchung des hl. Sakramentes. Wohl an keinem Tage unterließ er es, den Rosenkranz zu beten. So fleißig der Bischof bei der Arbeit war, so eifrig war er auch im Gebet. Gebet und Arbeit erfüllten seine Tage. Gerne verweilte er in der Muttergotteskapelle des Domes, um den Beistand der Himmelskönigin zu erflehen. An den religiösen Feierlichkeiten in den einzelnen Kirchen nahm er oft Anteil. Nicht selten konnte man ihn, wenn er der Feier nicht im Chore der Kirche assistierte, unter dem Volke knien und beten sehen. Als Mitglied verschiedener Bruderschaften nahm er auch am Gottesdienste derselben teil, und wenn er nicht von Mainz abwesend war, sah man ihn jeden Sonntag Abend mit den Mitgliedern der Herz-Mariäbruderschaft im Dom den Rosenkranz beten für die Bekehrung der Sünder. Die Mainzer Diözesanen lernten das Gebet nicht bloß aus der Belehrung ihres Bischofs, sondern vor allem durch dessen Beispiel. Täglich hielt er eine besondere Gewissenserforschung über abzulegende Fehler, oder um gewisse Tugenden sich anzueignen neben der allabendlichen Rechenschaft, die er beim Nachtgebet vor Gott und seinem Gewissen ablegte. Alle acht Tage ging er zur heiligen Beichte, und die jährlichen Priesterexerzitien waren ihm Herzensbedürfnis.

Irdische Ehren kannte und suchte der Bischof nicht. Als ihm beim Verlassen der Propstei zu St. Hedwig in Berlin vom Könige von Preußen der rote Adlerorden zweiter Klasse verliehen worden war, schrieb ihm der Fürstbischof von Breslau: „Was Sie dazu sagen, kann ich mir denken — „Nichts." — Aber dem König danken müssen Sie doch eben um der Sache willen." Doch ließ der Bischof sich durch loyales Verhalten gegenüber der fürstlichen und staatlichen Autorität von niemandem übertreffen.

Zeitliche Güter waren noch weniger der Gegenstand seiner Wünsche. Als er zum Bischof von Mainz ernannt worden war, gab er in einem Briefe dem Wunsche Ausdruck, bei seiner

Bischofsweihe vor der ganzen Diözese das Gelübde der Armut ablegen zu können. Von apostolischer Einfachheit war sein Haushalt und seine Lebensweise, und in wahrhaft apostolischer Armut ist er gestorben.

Seinen Dienstboten war er ein guter Herr, und bei seinem Tode bedauerte er, ihre treuen Dienste nicht besser vergelten zu können.

Seine Wohltätigkeit war unbegrenzt; er sah in den Armen mit den Augen des Glaubens, aus dem er nach des Apostels Mahnung lebte, die Brüder Christi, und aus dieser Anschauung heraus formte er seine barmherzige Liebe zu denselben.

Die Menschen kommen bekanntlich nicht als vollendete Heilige auf die Welt. „In Ungerechtigkeit bin ich empfangen, und in Sünden hat meine Mutter mich geboren," brauchte nur eine nicht zu sagen, die gebenedeite Mutter unseres Herrn. Wie aber der Bildhauer je nach der Verschiedenheit des ihm zu Gebot stehenden Materials größere oder kleinere Schwierigkeiten hat, das ihm vorschwebende Ideal in seinem Werke darzustellen, so geht es auch bei dem Werke unserer Heiligung. Der Bildhauer ist Gottes Gnade, und das Material sind wir selbst mit unseren Fehlern und bösen Neigungen, mit unseren guten und schlechten Eigenschaften. Nicht alle sind, um mit dem Volksmund zu reden, aus demselben Holze geschnitzt. Aus dem Block weichen Lindenholzes läßt sich leichter ein Bild herausarbeiten, als aus dem Holze der wetterharten Eiche. Allein Gottes Gnade und die Mitwirkung des Menschen mit derselben treten bei diesem Werke gewissermaßen in einen edlen Wettbewerb, bei welchem sich unser Herrgott an Großmut von den Menschen nie übertreffen läßt.

Nachdem die göttliche Vorsehung den jungen Freiherrn so wunderbar geführt hatte, gab er sich ganz der Wirkung der Gnade hin. Von Natur aus heftig und ungestüm, kostete es ihn manch harten Kampf, sich selber zu bezwingen. Sein weiter Blick, seine darauf fußenden Pläne und Ziele wurden nicht immer

und nicht von allen verstanden, da hieß es, sich selber Gewalt antun und sich waffnen mit aller Demut und Geduld. Gewiß vermag ein Kleiner nicht gleichen Schritt zu halten mit einem Großen, aber auch diesem fällt es nicht leicht, seinen Gang zu verlangsamen. Vom heiligen Franz von Sales erzählt man, daß er heftig und leicht zum Zorn geneigt gewesen sei, daß er es aber mit der Gnade Gottes bis zum Muster der Sanftmut und Geduld gebracht habe. Ähnliches läßt sich von dem großen Bischof von Mainz sagen. Wie ruhig und milde war der Bischof geworden! Das zeigte sich besonders zur Zeit des Kulturkampfes. Damals bewahrte er vor seinen Richtern eine Ruhe, welche jene zuweilen vollständig verlassen hatte. Und da er so manche seiner Schöpfungen der Vernichtung preisgegeben sah, offenbarte es sich so recht, wie weit er dem Dulder Job ähnlich geworden, mit dem er sprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!" Als der Kulturkampf die vom Bischof gegründeten Anstalten aufgehoben hatte, sprach der Bischof: „Das ist mein größter Schmerz, daß alle die guten Anstalten, die ich zum Wohl meiner Kirche ins Leben gerufen, nun vernichtet sind. Allein ich trage diesen Schmerz und ergebe mich in Gottes Zulassung." Ja, der Bischof Wilhelm Emmanuel hat mit aller Energie danach gestrebt, sich selber zu heiligen, um allen alles werden, und sie für Christus gewinnen zu können. „Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Abtötung."

---

10. Fürsorge für die Erziehung und Bildung des Klerus.

Gute Priester sind die größte Wohltat für das christliche Volk, aber auch die notwendige Vorbedingung für eine umfassende und ersprießliche Wirksamkeit des Bischofs. Darum pflegte der Bischof von Mainz oft zu sagen: „Es gibt auf Erden nichts Wichtigeres, als an der Bildung frommer Priester zu arbeiten." Soweit wir bis jetzt den Bischof kennen gelernt, wundert es uns nicht, wenn wir ihn seine erste Hirtensorge der Erziehung des Klerus zuwenden sehen.

Tausend Jahre hindurch hatte sich Mainz der notwendigen Bildungsanstalten für den heranwachsenden Klerus zu erfreuen. Als aber nach der französischen Revolution die kirchlichen Verhältnisse eine Neuordnung erfuhren, und Mainz in der Person Colmars wieder einen Bischof hatte, da sorgte dieser wahrhaft apostolische Oberhirte für die Wiedereröffnung des alten Mainzer Seminars und verband damit philosophische und theologische Kurse, sowie die Einrichtung eines bischöflichen Gymnasiums. Die segensreichen Wirkungen dieser rasch aufblühenden Institute machten sich schon bald bemerkbar. Männer, wie die späteren Bischöfe Räß von Straßburg, Weis von Speier, Kardinal Geissel von Köln waren ehedem Alumnen des Mainzer Seminars. Aus jenen Anstalten stammen die Geistlichen, welche das Ideal des Priestertums hochhielten und es in bessere Zeiten hinüberretteten.

Mit der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz aber, deren Geschichte bis dahin die Geschichte ihrer Leiden war und

noch lange sein sollte, wurde von den betreffenden Regierungen verordnet, daß künftighin die Kandidaten des katholisch-geistlichen Standes nur an den theologischen Fakultäten der Landesuniversitäten studieren sollten. Infolgedessen schloß die hessische Regierung 1829 das bischöfliche Gymnasium in Mainz und eröffnete im November 1830 die katholisch-theologische Fakultät in Gießen.

Ein Protest des Domkapitels, dem sich später auch Bischof Burg anschloß, hatte keinen Erfolg, und so kam denn, was kommen mußte, eine wirkliche Abnahme der Kandidaten des geistlichen Standes und ein Klerus, dessen theologische Bildung, kirchliche Gesinnung und priesterliches Leben und Wirken bei vielen manches zu wünschen übrig ließ. Die Verlegung der katholisch-theologischen Fakultät nach dem protestantischen Gießen in der Nähe des Vogelsberges war ungefähr dasselbe, wie wenn man die Weinbauschule von den Rebhügeln Rheinhessens hinweg in die Eichenhaine und Tannenforste des Odenwaldes verlegen wollte.

Kein Wunder! Das Studium in Gießen war teuer, die Studenten mußten hohe Kollegiengelder bezahlen, die protestantische Bevölkerung hatte kein Interesse für unbemittelte katholische Theologen, so daß es vielen jungen Leuten versagt war, ihrem Herzenswunsche zu folgen und Priester zu werden. Andere dagegen mußten viele Jahre ihres priesterlichen Lebens sich die größten Opfer auferlegen, um ihre Universitätsschulden zu bezahlen. Auf die Ausbildung der jungen Leute hatte der Bischof so gut wie keinen Einfluß. Mußten doch im Anfang wenigstens die katholischen Theologen bei einem Protestanten Philosophie hören! Die Regierung stellte die Professoren an, ohne sich um deren kirchliche Gesinnung zu kümmern; tüchtige Männer aber, wie Professor Riffel, wurden entlassen. Eine Anleitung zur persönlichen Vervollkommnung, dem Charakter der Priesterwürde und des Priesteramtes entsprechend, gab es nicht. Dafür bummelten und kneipten die Theologen mit den anderen Studenten,

versäumten Sonntags den Gottesdienst, empfingen selten die hl. Sakramente und erschienen auf dem Fechtboden. Theologen, welche nicht mitmachten, sich zurückzogen und studierten, waren die Zielscheibe des Spottes und Hohnes aller.

Ganz anders natürlich lagen die Verhältnisse in Mainz. Dort, am Sitze des Bischofs, geschahen die Vorlesungen unter dessen Augen; dort war der feierliche Gottesdienst, die reiche Entfaltung kirchlicher Zeremonien bei den bischöflichen Ämtern und Funktionen. Dort herrschte katholisches Leben und reges Interesse für das Seminar sowie für die Alumnen desselben.

So hoch auch die Kirche die Wissenschaft schätzt, höher noch schätzt sie die sittliche Reinheit, die Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, welche dem Priester unentbehrlich sind. Auch heutzutage gibt es hie und da Leute, welche glauben, erst nach „ausgetobter Jugend" solle ein junger Mann Priester werden. Bischof Ketteler urteilte anders in diesem Punkte. „Die Ansicht, daß die Bekanntschaft mit dem Laster und der Sünde eine notwendige Bildungsstufe sei, steht außer dem Christentum. Christus lehrt uns, die Gelegenheit zur Sünde meiden." Er zitterte daher bei der ersten Priesterweihe, die er vornahm, bei dem Gedanken, wie wenig er die Kandidaten kannte, und wie wenig Garantie ihm geboten war für das kirchliche Leben und Wirken der künftigen jungen Priester.

Der Bischof verkannte die Schwierigkeiten nicht, die ihm im Wege standen, um Abhilfe zu schaffen. Er sah den einzigen Ausweg in der Rückverlegung der theologischen Fakultät in das Seminar nach Mainz. Er erkannte darin seine heilige Pflicht, deren Unterlassung er vor Gott nicht verantworten könne. Dazu kam noch die Aufforderung des Hl. Vaters, für Bildung und Erziehung der Kleriker nach den Vorschriften des Konzils von Trient besorgt zu sein. Deshalb zögerte er nicht länger mit der Ausführung dieses Werkes. Es gelang in der Tat.

Mit dem ersten Mai 1851 wurden die Vorlesungen im Mainzer Seminar wiedereröffnet unter Regens Moufang und

den Professoren Nickel, Riffel, Heinrich und Hirschel, Tragesser und anderen. Der katholische Klerus und das katholische Volk verstanden ihren Bischof, überall war man freudig erstaunt, mit einem Male eine theologische Lehranstalt im Sinne und Geiste der Kirche wiedererstanden zu sehen.

Ganz in aller Stille hatte man die Vorbereitungen getroffen. Als alles bereit war, machte der Bischof in Darmstadt bei der Regierung Mitteilung, die Fakultät in Mainz zu eröffnen. Er berief sich auf sein Recht und seine Pflicht und verlangte zugleich die finanzielle Beihilfe des Staates. Die Regierung gab kein Geld und keine Antwort. Damit glaubte sie, die Pläne des Bischofs vereitelt zu haben. Das hinderte aber den entschlossenen Mann nicht, sein Vorhaben auszuführen, und die Eröffnung des Seminars auf den 1. Mai 1851 festzusetzen. Es erschienen 47 Alumnen, während Gießen keinen einzigen katholischen Theologiestudenten hatte. Kurz vor diesem Termin hatte die Regierung gegen die Eröffnung Verwahrung eingelegt, aber der Bischof ließ sich nicht irre machen, und ein zweites Verbot seitens der Regierung hatte denselben Erfolg. Das Seminar war eröffnet, und der Bischof war entschlossen, es nicht mehr eingehen zu lassen und nur der offenen Gewalt zu weichen, dann aber sofort jede Weihe einzustellen.

Dem Bischof war es jetzt leichter ums Herz, und die ganze Diözese, Klerus und Volk, freuten sich mit ihm. Mochten auch die Kirchenfeinde gegen diese mannhafte Tat des Bischofs sich ereifern und selbst in der Ständekammer zu Darmstadt hetzen, die Regierung war einsichtsvoll und gerecht genug, das Seminar bestehen zu lassen, während die Gießener Fakultät langsam einging.

Mit aller Liebe und Sorgfalt pflegte nun der Bischof sein Seminar, die Pflanzstätte des Priestertums. „Ich muß selber mit den Alumnen sprechen," sagte er sich, und so kam er denn oft in das Seminar, um jene über den Beruf zum geistlichen Stand, über priesterliches Leben und Wirken zu belehren. Ernst

und eindringlich wußte er zu sprechen, aber doch klang sein Wort väterlich und liebevoll. Er hatte sich ja vorgenommen, die jungen Leute „durch Liebe zu zwingen, gute Priester zu werden." Alle Feste kirchlichen und weltlichen Charakters feierte der Bischof mit im Kreise der Alumnen und Professoren. Der Besuch des Bischofs war ein Freudentag im Seminar. Am Gründonnerstag bediente er die Kleriker bei Tisch und besuchte mit ihnen die heiligen Gräber in den Pfarrkirchen der Stadt. Niemals fehlte er bei den Prüfungen, und mit großem Interesse folgte er den Examinatorien.

Indessen hatte der Bischof bezüglich der Erziehung und Bildung des Klerus noch einen Herzenswunsch, dessen Erfüllung seine Geduld auf eine harte Probe stellte. Pius IX., hochseligen Andenkens, hatte ihm nämlich am 17. Dezember 1850 geschrieben: „Lasse daher nicht ab, dein Hauptbestreben darauf zu richten, daß die jungen Kleriker schon von zarten Jahren an nach den ebenso weisen als umsichtigen Vorschriften des Tridentinischen Konzils zur Frömmigkeit und jeglicher Tugend und zu kirchlicher Gesinnung frühzeitig angeleitet werden."

Der Bischof wollte daher ein Knabenseminar errichten, d. h. eine von Geistlichen geleitete Lehr- und Erziehungsanstalt für solche Knaben, welche sich dem geistlichen Stande zu widmen gedachten. Dazu gehörten aber große Geldmittel, die nicht aufgebracht werden konnten. Es mußte deshalb vorerst von einer Lehranstalt abgesehen werden. Dagegen wurde ein Haus in Mainz eingerichtet zur Aufnahme von Gymnasiasten, welche Neigung und Lust zum geistlichen Stand verrieten. Ein Geistlicher sollte die Leitung des Hauses übernehmen, er sollte das Studium der Zöglinge überwachen, sie vor den Gefahren in der Welt behüten, frommen Sinn pflegen und um ihr leibliches und geistiges Wohl besorgt sein. Den Unterricht aber erhielten die „Konviktoristen" in den verschiedenen Klassen des Gymnasiums. „Ich werde," schrieb der Bischof in seinem Hirtenbrief vom 24. Januar 1864, „den Tag als einen der glücklichsten in meiner

ganzen bischöflichen Verwaltung betrachten, an dem ich die ersten Kinder in dieses Haus aufnehmen kann."

Und er kam, der langersehnte Tag. Am 29. September 1864 wurde die Anstalt mit 11 Zöglingen eröffnet. Sie konnte sich einer ausgezeichneten Zucht rühmen, ihre Zöglinge gehörten zu den fleißigsten und tüchtigsten Schülern des Gymnasiums. Die Zahl derselben wuchs mit jedem neuen Schuljahr, so daß die vorhandenen Räume sich bald als zu enge erwiesen. Mit großer Liebe hing der Oberhirte an diesem Haus, dessen Errichtung ihm so schwer geworden war. Oft kam er dahin und Schreiber dieses erinnert sich noch gern an die Bischofsbesuche im Konvikt. Nicht selten nahm er an unseren Spaziergängen teil, und seinen großen Hof gab er uns zum Spielplatz, weil der im Konvikt sehr beschränkt war. Manchen Sonntag Nachmittag verbrachten wir dort, und oftmals sah der Bischof unserem munteren Treiben zu, wenn wir Stelzen liefen, in jugendlichem Frohsinn und unter lautem Wesen unsere Spiele machten.

Später wurde in Dieburg ein großer Neubau errichtet, und dort mit dem Konvikt auch ein Progymnasium verbunden, nach dessen Absolvierung die Zöglinge nach Mainz übersiedeln sollten, um dort ihr Abiturium zu erlangen.

Nun war der ganze Bildungsgang der zukünftigen Priester nach den Vorschriften der Kirche geregelt, und die Bemühungen des Bischofs trugen reichliche Frucht. Als nach 25 Jahren am 2. Mai 1876 das Priesterseminar das silberne Jubiläum seiner Wiedererstehung feierte, waren 100 ehemalige Alumnen aus den Diözesen Mainz und Limburg herbeigeeilt. Über 500 Priester waren aus dem Seminar bis dahin hervorgegangen, die in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und in der Schweiz wirkten. Das Seminar war des Bischofs Ruhm und Freude, und seine Konvikte gaben ihm die schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

11. Pflege priesterlichen Geistes und Lebens im Seelsorgsklerus.

Ihr seid das Salz der Erde, hat der Heiland zu seinen Aposteln einst gesagt, und das gilt auch von allen Priestern. Wenn aber das Salz schal geworden ist, womit soll dann gesalzen werden? Wie der Bischof überzeugt war, daß er sich selber zuvor heiligen müsse, wenn er am Heile anderer arbeiten wolle, so war er auch darauf bedacht, dieselbe Überzeugung im Klerus zu wecken und lebendig zu erhalten. Bei seinem Amtsantritt hatte ihn der Heilige Vater gemahnt, seine Hirtensorgfalt immer wieder darauf zu lenken, „daß die Geistlichen ihres Berufes und ihrer Würde stets eingedenk, ihr Leben sorgsam nach den Vorschriften der hl. Canones und der kirchlichen Disziplin einrichten, durch den Schmuck aller Tugenden leuchten und sich von allem fern halten, was den Klerikern untersagt ist und für sie sich durchaus nicht ziemt, daß sie durch Wort, Lehre, Lebenswandel, Christenliebe, Glauben und Reinheit den Gläubigen als Beispiel dienen, daß sie dem Gebete obliegen und die Pflichten ihres eigenen Amtes fromm und gewissenhaft erfüllen und dergestalt zur Förderung des ewigen Seelenheiles der Menschen in jeglicher Weise und mit ganzer Kraft beitragen."

Bereits Gesagtes soll hier nicht wiederholt werden. Tatsache ist, daß in der Diözese mancherlei schwere Mißstände zu beseitigen waren. Dazu gehörte aber die ganze Energie des Bischofs mit jenem Verantwortungsgefühl Gott und dem katholischen Volke gegenüber, das ihn ganz erfüllte. Indessen überstürzte er nichts, hatte er doch ein ganzes Jahr zugesehen und gewartet. Dann aber, am 6. Januar 1852 erließ er ein Rundschreiben an die Geistlichen, in welchem er eine bitter schmerzliche

Sprache führt, da er die Mißstände aufzählt mit der Bitte, die Übelstände abzustellen, damit er nicht genötigt sei, persönlich einschreiten zu müssen. Das Schreiben machte einen tiefen Eindruck, wenn es auch von gewissen Elementen mißdeutet und dem Bischof deswegen Vorwürfe gemacht wurden. In schonender Weise wollte der Oberhirte vorgehen, daher war das Schreiben nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, obwohl es nach einigen Jahren durch einen Verräter seinen Weg in die Presse fand.

Da aber die Heilung eines kranken Organismus von innen heraus erfolgen muß, wenn sie sich als wirksam erweisen soll, so gab sich der Bischof mit Tadel, Warnung und Maßregelungen nicht zufrieden, vielmehr sorgte er für die Heiligung des Priesterstandes durch jene Mittel, welche die Kirche hierzu an die Hand gibt.

Als ein besonderes Heil- und Förderungsmittel hatte Bischof von Ketteler die Priester-Exerzitien kennen gelernt. Es sind dies die geistlichen Übungen, welche durch den hl. Ignatius von Loyola, den Stifter des Jesuitenordens besonders in Aufschwung gekommen waren. Ernste Betrachtung der ewigen Wahrheiten in stiller, einsamer Zurückgezogenheit, Anwendung dieser auf die eigene Person durch gründliche Gewissenserforschung, Gebet und Empfang der Sakramente machen das Wesen dieser geistigen Übungen aus. Jedes Jahr ließ Bischof von Ketteler solche Priesterexerzitien im Seminar halten zur Ferienzeit der Alumnen, um die Geistlichen dort beherbergen zu können. Um aber allen Priestern die Teilnahme zu ermöglichen, wurden die Exerzitien in zwei Kursen abgehalten. War der Bischof zu dieser Zeit in Mainz, dann nahm er immer an diesen geistlichen Übungen teil und erbaute durch sein gutes Beispiel alle Teilnehmer. Die Exerzitienmeister waren meistens ausgezeichnete Männer aus dem Jesuitenorden, und der Erfolg derselben war höchst segensreich. Nach sechszehn Jahren konnte der Bischof in einem Ausschreiben über die Exerzitien sagen: „Nur ganz wenige haben an denselben gar keinen Anteil genommen, und

auch von diesen waren die meisten durch hohes Alter und Kränklichkeit verhindert. Alle übrigen Priester der Diözese haben ihnen dagegen schon wiederholt, viele von ihnen in jedem Jahre beigewohnt." Das ist gewiß ein schönes Lob für die Geistlichkeit der Diözese, das dieser zur Ehre, dem Bischof aber zur großen Freude gereichte. Wiederholt lud er die Priester freundlich und liebevoll zu dieser jährlichen Geisteserneuerung ein. „Ich fürchte," so schrieb er einmal, „daß Priester, welche mit ihrer Schuld ein Jahr vorübergehen lassen, ohne an den Priesterexerzitien teil zu nehmen, dieses Versäumnis nie ohne große Einbuße am inneren Leben, am wahren Geiste des Priestertums, an Reinheit des Gewissens, an Begeisterung für den geistlichen Beruf sich zu Schulden kommen lassen." „Ich möchte kein Priester sein ohne Exerzitien," sagte er ein anderes Mal. Er sah eben in diesen geistlichen Übungen das wirksamste Mittel für den Priester, um sich wieder für alles Gottgefällige zu stärken und gegen die Gefahren der Welt und des eigenen schwachen Herzens zu schützen.

Der Bischof wollte aber auch im Leben seiner Priester alles vermieden wissen, was diesen selbst zum Falle, oder dem gläubigen Volke zum Ärgernis gereichen könnte. Deshalb empfahl er den Geistlichen, für einen ehrbaren, einwandfreien Hausstand Sorge zu tragen nach den Satzungen der Kirche. Tun wir, was die Kirche will, das war sein Wahlspruch, dann tun wir recht. Er hatte daher einen Entwurf vorbereitet zu einer allgemeinen Verordnung über den Hausstand der Geistlichen, welcher praktisch durchführbar und zugleich geeignet sein sollte, den guten Ruf der Diözesanpriester nach Möglichkeit sicher zu stellen. Bei vielen Bischöfen hatte er in dieser Sache Erkundigungen eingezogen, und auf einer Diözesankonferenz wurde sie eingehend besprochen. Nicht Argwohn und Mißtrauen gegen seine Priester bestimmten ihn zu dieser Verordnung, sondern lediglich das Bestreben, alles nach den Satzungen der Kirche geordnet zu wissen. Er hatte die Überzeugung, daß er seine oberhirtliche Pflicht zum wahren Wohle der Diözese um so besser erfüllen werde, je gewissenhafter er den Willen der Kirche zur Ausführung bringe. Das ist die durch und durch kirchliche Gesinnung dieses ausgezeichneten Mannes, die uns in seiner ganzen Wirksamkeit immer wieder entgegentritt. Ein tadelloser, einwandfreier Klerus sollte dem christlichen Volke vorstehen. Dafür zu sorgen ging dem Bischof mit Recht über alles. Darum wiederholte er von Zeit zu Zeit die diesbezüglichen Verordnungen und verlangte von allen Priestern der Diözese die pünktliche Befolgung in Kraft des schuldigen Gehorsams.

Seine Bemühungen waren denn auch in dieser Hinsicht von Erfolg gekrönt, wie er selbst in einem Ausschreiben bestätigt, in welchem er sagt: „Ich habe das volle Zutrauen zu der Diözesangeistlichkeit, daß in dieser Hinsicht eine dem Geist der Kirche vollkommen entsprechende Ordnung besteht." Das überhob ihn aber nicht der Pflicht, immer wieder an die priesterlichen Pflichten zu erinnern und über deren Vollziehung zu wachen.

Ein anderes Mittel zur Förderung echt priesterlichen Lebenswandels und Wirkens erblickte der sorgsame Oberhirte in den Diözesankonferenzen, zu denen die Dekane und Dekanatsverwalter eingeladen wurden. Bei diesen Gelegenheiten wurden die wichtigsten Vorschriften der Kirche in ihrer praktischen Anwendung zum Gegenstande der Beratung gemacht. Dort schüttete der Bischof den Dekanen, welche die Kirche als die „Augen des Bischofs" betrachtet, sein Herz aus, um mit der Wärme und Eindringlichkeit, welche dem großen Manne eigen war, die Dekane zu begeistern, die kirchliche Gesinnung und den Seeleneifer immer mehr auf den gesamten Seelsorgsklerus auszudehnen. Auf diese Weise wollte der Bischof eine innige persönliche Verbindung zwischen sich und dem Klerus und den Geistlichen untereinander vollziehen und fördern. Diese Konferenzen waren getragen von hohem Ernst, aber auch von dem Geiste brüderlicher Liebe, welche einen heiligen Wetteifer

in treuer Pflichterfüllung unter dem Klerus entfachte. Immer neue Anregungen gab der Bischof auf diesen Konferenzen für den gesamten Religionsunterricht, für die würdige Vorbereitung der Erstkommunikanten und die ganze geistliche Verwaltung. Die Art der Maiandacht, die Abhaltung des großen Gebetes, die Einführung der Bruderschaften, die Herausgabe eines echt kirchlichen Gesang- und Gebetbuches waren vielfach Früchte dieser Diözesankonferenzen. Schon im Jahre 1853 konnte ein aufmerksamer Beobachter schreiben: „Es geht wie ein frischer Strom der Gnade von dem bischöflichen Mittelpunkt aus auf den Klerus und die Gemeinden, in denen teilweise wunderbare Umgestaltungen sich ereigneten."

Indessen ließ der Bischof auch die materiellen Verhältnisse der Geistlichen nicht außer acht. Aus den Diözesankonferenzen erwuchs auch die Einrichtung des Emeritenfonds, dessen Zinsen dienstunfähigen Geistlichen als Pension zuflossen.

Ein Lieblingswunsch des Bischofs sollte sich indessen nicht erfüllen, nämlich die Errichtung von geistlichen Häusern, in welchen die Priester gemeinsamen Hausstand führen und eine gemeinsame Tagesordnung befolgen sollten. Der Bischof wollte dadurch Geistlichen Gelegenheit geben, sich aus der Welt mehr zurückziehen zu können, ohne gerade die Klostergelübde abzulegen. Diese Priester sollten dann jederzeit bereit sein, nach dem Wunsche des Bischofes Aushilfe in der Seelsorge zu leisten, bei Volksmissionen und an kirchlichen Anstalten tätig sein. Die Idee dieser Häuser, der sogenannten „vita communis", des gemeinsamen Lebens, stammt von dem heiligmäßigen Priester Bartholomäus Holzhauser, dem Begründer des Mainzer Seminars, der als Pfarrer von Bingen starb. Schon als Kaplan von Beckum schwebte dem Bischof etwas Ähnliches vor. Es waren auch Priester bereit, in diese Gemeinschaft einzutreten, und ohne Zweifel versprach die Ausführung dieses Planes viel Gutes, allein Priestermangel und andere Hindernisse ließen den Bischof schließlich davon absehen.

12. Fürsorge für die Schule und die Jugend.

Die Kirche ist die Begründerin der Schulen, der höheren wie der niederen. Erst der modernen Zeit war es vorbehalten, die Trennung der Schule von der Kirche zu fordern. Bischof Ketteler war ein begeisterter und verständnisvoller Förderer der Schule. Gerade für die Schulfrage zeigte von Ketteler schon im Parlament zu Frankfurt lebhaftes Interesse. Lehr- und Lernfreiheit forderte er auch für die katholische Kirche.

Als Bischof aber wendete er seine Hirtensorge in besonderer Weise der Schule zu, weil er von der Wichtigkeit des Schulunterrichts gerade für das religiöse Leben ganz durchdrungen war. Seiner klaren Erkenntnis entsprechend war auch sein Handeln. Darum verlangte er in einer Denkschrift des oberrheinischen Episkopats, die er entworfen hatte, die Gewährung des Einflusses der Kirche auf die ganze religiöse Unterweisung und Erziehung der Jugend.

Das hessische Schulgesetz erkannte die Konfessionsschule an, und es war den Geistlichen ein nicht geringes Einwirken auf das Schulwesen, zumal auf die Elementarschulen möglich. Allein zur Zeit des Amtsantrittes des neuen Bischofs war das Bestreben der Kirchenfeinde darauf gerichtet, die sogenannten Kommunalschulen einzuführen, was bereits an vielen Orten gelungen war. Auch in der Bischofsstadt Mainz sah es nicht gut aus in dieser Beziehung. Ein nicht geringer Teil der Lehrer huldigte der Ansicht, die ganze Erziehung der Jugend müsse auf ein anderes Fundament gestellt werden, da die seither

maßgebenden religiösen Anschauungen nicht genügten, um die Jugend für die Aufgaben der Neuzeit heranzubilden.

Gegen diesen unchristlichen Geist machte der Bischof entschieden Front. Mit Recht betrachtete er es als die Aufgabe des Bischofs, darüber zu wachen, daß die Jugend in religiös-sittlicher Beziehung geschützt, in den Wahrheiten des Glaubens unterwiesen und zu den religiösen Übungen angehalten werde. Dazu bot das Schulgesetz manche Handhabe, und deshalb drang der Bischof darauf, daß die Geistlichen nach dieser Richtung ihre volle Schuldigkeit tun sollten. Er begnügte sich indessen nicht damit, jene kirchenfeindlichen Bestrebungen zurückzuweisen und mit aller Energie zu bekämpfen, er suchte durch positives Wirken der Geistlichen in der Schule, durch deren Eifer und Interesse für das ganze Schulwesen die katholische Schule leistungsfähig zu machen und den Nörglern jeden Grund zur Klage zu nehmen.

Wie überall, so zeigte sich auch hier der Bischof als ein eminent praktischer Mann. Er sah auch die Fehler, die gemacht worden, und diese abzustellen, war er vor allem bemüht. Schon im Jahre 1852 wendet er sich in diesem Sinne an die Geistlichen der Diözese, indem er ihre Aufmerksamkeit auf die hervorragende Bedeutung gerade dieses Zweiges priesterlicher Wirksamkeit richtete. Er verlangte, daß die Pfarrer sich um die Schule kümmerten; sie sollten den Lehrern an die Hand gehen und sich mit besonderer Liebe und Aufmerksamkeit der Proletarierkinder annehmen. Bei den bischöflichen Visitationen unterzog von Ketteler das Schulwesen ebenso sehr der Beachtung wie die übrige seelsorgliche Verwaltung, was aus den betreffenden Protokollen ersichtlich ist.

Von besonderem Interesse in dieser Beziehung ist ein Hirtenbrief des Jahres 1858, in welchem der Bischof Priester, Lehrer und Eltern auf ihre Pflicht aufmerksam macht.

Nicht geringe Schwierigkeiten boten, wie bereits bemerkt, die Volksschulverhältnisse in Mainz. Auch in anderer Beziehung

war man von gegnerischer Seite bemüht, der Wirksamkeit des Oberhirten gerade in der Bischofsstadt Steine in den Weg zu legen. Konnten auch die Pfarrschulen nicht gehalten werden, wie sie bisher noch bestanden, so wurde wenigstens der Charakter der Konfessionsschule noch gewahrt trotz des gemeinsamen Ansturms der Kirchenfeinde.

In einem Hirtenbrief vom Jahre 1858 behandelte der Bischof den Religionsunterricht in der Volksschule. Er hatte einen Lehrplan anfertigen lassen, nach welchem die Kinder in der ganzen Diözese gleichmäßig unterrichtet werden sollten. Ganz besonders legte er den katholischen Lehrern die Pflichten ans Herz, die ihnen aus ihrer hehren Aufgabe als Erzieher der Jugend erwachsen. Entschieden trat er den Neuerungen einer unkirchlichen und unchristlichen Erziehungslehre entgegen und ermunterte Lehrer, Priester und Eltern zum einmütigen Zusammenwirken, um eine gedeihliche Jugenderziehung zu erzielen.

Naturgemäß richtete der Oberhirte sein Augenmerk auf die Lehrerbildungsanstalt, das katholische Schullehrerseminar. Nachdem er in der Person des nachmaligen Domkapitular Ohler einen ausgezeichneten Direktor an die Spitze des Seminars gestellt hatte, wurden nach und nach die Schäden ausgemerzt, die sich eingeschlichen hatten, und aus dem Seminar ging eine katholische Lehrerschaft hervor, welche durch ihre Leistungen der Schule wie der Kirche zur Zierde gereichte. Nicht wenige Lehrer haben geradezu Vorzügliches gewirkt, was der Bischof freudig anerkannte.

Ein wirksames Mittel, die religiöse Gesinnung und das religiöse Leben der Lehrer zu fördern, erblickte der Bischof in den Lehrer-Exerzitien. Im Jahre 1853 lud er zum ersten Male die Lehrerschaft zu denselben ein. Die Teilnahme war eine über Erwarten große und der Erfolg durchweg ein sehr guter. Die Lehrer waren begeistert und setzten alles daran, das Ideal eines guten Erziehers möglichst zu verwirklichen.

Diese geistlichen Übungen wurden mit gleich befriedigendem Erfolge des öfteren wiederholt, und die Zahl wackerer Lehrer wuchs von Jahr zu Jahr.

Auch unter dem gläubigen Volk kam die Bedeutung der Schule immer mehr zur Geltung, vielerorts verschwanden die Kommunalschulen, und anderwärts wurden neue Konfessionsschulen errichtet. Mit Hilfe des Bonifatiusvereins, den der Bischof außerordentlich hoch schätzte und förderte, wurden auch in den kleinen Diasporagemeinden Konfessionsschulen gegründet, die sehr segensreich wirkten.

Im Priesterseminar fand die Erziehungslehre eine besondere Würdigung, und die Geistlichen wurden angewiesen, sich nicht nur im allgemeinen der Schule zu widmen, sondern auch mit den literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik und der Lehrmethode sich bekannt zu machen.

Aber die Lehrer standen auch dem Herzen des Bischofs nahe in anderer Beziehung. Er stellte nicht nur Anforderungen an ihre Berufstätigkeit, sondern er war auch um ihr materielles Wohl besorgt. Der Lehrer, so belehrte er die Gläubigen, muß ein sorgenfreies Dasein haben, damit er sich ungeteilt der Schule und der ihm anvertrauten Jugend widmen könne. In diesem Sinne erließ er im Jahre 1859 ein herrliches Hirtenschreiben, in welchem er mit zu Herzen gehenden Worten die Gläubigen ermunterte, dafür besorgt zu sein, daß der Lehrer unter den schweren Anstrengungen seines Berufes auch ein standesgemäßes Auskommen finde. Man redet heute so viel von der Lehrerfreundlichkeit; nun Bischof von Ketteler war ein Lehrerfreund in des Wortes edelster Bedeutung. Noch ehe der Staat und die Gemeinden daran dachten, das damals vielfach kärgliche Gehalt der Lehrer aufzubessern und dazu Mittel bereit zu stellen, suchte der Bischof durch freiwillige Besteuerung der Gläubigen nach dieser Richtung hin bessernd und helfend einzugreifen. Ebenso empfahl er den Gemeinden, für passende Schullokale und für geeignete Lehrerwohnungen zu sorgen. Schulpaläste konnte der

Bischof nicht bauen, aber er setzte alles daran, was in seinen Kräften stand, eine tüchtige Schule und einen berufsfreudigen tüchtigen Lehrerstand zu gewinnen. In dem erwähnten Hirtenschreiben bezeichnet er es als eine schöne und heilsame Aufgabe der Kirche, mit den Schätzen, die sie in der christlichen Mildtätigkeit öffnet, den Anstrengungen der Staatsgewalt für die Schule zu Hilfe eilen. Bei allem dem, so sagt er, handelt es sich um die Jugend, um euere Kinder. Daher ermahnt er das christliche Volk, durch freiwillige Geschenke und Gaben an die Kirche für die Schule, diese zu heben und zu fördern. Die Kirche ist nach des Bischofs Wort — und die Geschichte rechtfertigt dasselbe — die Mutter der Schulen und auch jetzt noch ihre wohlwollendste Beschützerin.

Er wünschte auch einen Fonds zu gründen, der dem jeweiligen Bischof der Diözese es ermoglichen sollte, da er so viel Gelegenheit hat, die wahren Bedürfnisse und Verdienste des Lehrers kennen zu lernen, in jedem Jahre eine Summe an Lehrer zu verteilen, die wegen außerordentlicher Unglücksfälle oder wegen schlechter Dotierung ihrer Stellen oder endlich wegen besonderem Eifer in der christlichen Bildung und Erziehung der Kinder eine Unterstützung bedürfen und verdienen. Seine Worte waren nicht umsonst; im Januar 1864 konnte er mitteilen, daß ihm eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke bereits zur Verfügung gestellt worden sei.

Es war dem Bischof eine große Beruhigung, die Jugend unter der Zucht wahrhaft christlicher und tüchtiger Lehrer zu wissen. Mit Freuden konnte er denn auch im Laufe der Jahre konstatieren, daß die Jugend besser unterrichtet und zu größerer Gewissenhaftigkeit angeeifert worden war.

Der Bischof hatte das praktische Leben stets vor Augen, darum redete er auch den Fortbildungsschulen das Wort, überhaupt sollte sich der geistliche Stand der rechten Volksbildung annehmen. Ebenso besorgt war er für die Gymnasien und Mittelschulen. Schreiber dieses erinnert sich noch mit Freu-

den, wie der Bischof an einem Sonntag den Gymnasialgottesdienst hielt und den jungen Studenten herzliche Worte und väterliche Ermahnungen bot. Freilich konnte er nicht hindern, daß die katholischen Schulfonds nicht stiftungsgemäß verwandt wurden. Seit alter Zeit wirkten die Englischen Fräulein in Mainz an den Elementarschulen; längst ehe man von anderer Seite daran dachte, hatten sie auch „eine höhere Töchterschule" gegründet, obwohl sie diese Firma nicht führten, und ihr Pensionat erfreute sich des allgemeinen Vertrauens. Der Bischof reorganisierte ihr Statut, und außer Mainz blühten ihre Niederlassungen in Bingen, Worms, Alzey und Bensheim.

Unschätzbare Dienste leisteten der Diözese die „Finthener Schulschwestern," welche an den größeren Orten der Diözese die Mädchenschulen übernahmen und schon damals den jetzt so sehr gepriesenen „Handarbeitsunterricht" leiteten und in Kleinkinderbewahranstalten namentlich dem arbeitenden Volke große Dienste leisteten.

Besondere Freude bereitete dem Bischof die St. Marienschule, zu deren Gründung er die Schulbrüder berufen hatte, die schon im Jahre 1851 ihren Einzug in die Bischofsstadt gehalten hatten. Ihre Anstalt erblühte herrlich und erfreute sich der Wertschätzung der ganzen Stadt.

Dem durch den Bischof in jeder Weise geförderten und gehobenen Schulwesen und seinen trefflichen Leitern verdankt das christliche Leben in der Diözese nicht zum mindesten seinen Aufschwung und seine Blüte. Leider machte der Kulturkampf in Hessen gerade damit den Anfang, die Schule dem Einflusse der Kirche zu entziehen.

13. Auf Firmungs- und Visitationsreisen.

Während andere Bischöfe über allzuweite Ausdehnung ihrer Sprengel zu klagen hatten wegen der Schwierigkeiten, die ihnen daraus erwuchsen, die Verhältnisse eingehend zu prüfen, um erfolgreich eingreifen zu können, konnte der Bischof von Mainz sagen: „Ich bin der glücklichste Bischof von der Welt. Meine Diözese ist gerade so groß, daß ich alle drei Jahre in jeder Pfarrei die heilige Firmung spenden, jedes Kind in der Schule fragen und jedes alte Mütterchen auf der Straße wieder begrüßen kann." Die Mainzer Diözese zählte damals, als Ketteler Bischof wurde, 158 Pfarreien. Unter seiner Regierung kamen nicht viele neue dazu, weil Ketteler lieber eine große, ausgedehnte Pfarrei mit mehreren Geistlichen sah, als verschiedene kleinere selbständige und vereinsamte Pfarrsprengel. Wir begreifen unschwer, was den Bischof dabei leitete. Es war einerseits das Interesse für die Seelsorgsgeistlichkeit, aber andererseits auch der Gedanke, daß der Gottesdienst bei mehreren Priestern reicher ausgestattet, und die Seelsorge wirksamer geübt werden konnte.

Bei diesen Firmungs- und Visitationsreisen entfaltete der Bischof eine wahrhaft apostolische Tätigkeit. Hier war er, so möchte ich sagen, so recht in seinem Element. Kein Filialdorf war ihm zu klein, keine Gemeinde zu entlegen, wenn sie auch keine Kirche oder Kapelle besaß, die er nicht besucht hätte. Die ganze Diözese, Groß und Klein, kannte ihren Bischof. Er konnte in Wahrheit mit dem guten Hirten sagen: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich." Durch diesen steten Verkehr mit dem Volk bildete sich allmählich ein gar inniges Band

zwischen dem Bischof und seinen Diözesanen, die ihn als ihren gottgesandten Oberhirten wahrhaft verehrten, ihn liebten, und bereit waren, mit ihm und für ihn durchs Feuer zu gehen.

Darf ich einmal einen Firmungs- und Visitationstag schildern, wie er mir noch aus meiner Jugend lebhaft vor Augen steht? Wenn von der Kanzel herab der Firmungstag angekündigt worden war, nahm der Firmungsunterricht seinen Anfang, dann war das Tagesgespräch nur noch der Bischofsbesuch; denn die Firmung wurde feierlich wie ein hoher Festtag gehalten. In der Schule wurde der Katechismus wiederholt mit allem Fleiß. Das Wort, der Bischof kommt, schien alle schlafenden Kräfte zu wecken. Schulvorstand, Kirchenvorstand, Gemeinderat, Pfarrer und Lehrer beratschlagten. Nachbarsleute traten zusammen, um sich über den gemeinsamen Schmuck ihrer Häuser und die Errichtung von Ehrenpforten zu benehmen. Wenn dann der Tag der Ankunft des geliebten Oberhirten anbrach, und die liebe Sonne ein freundliches Gesicht machte, dann war die Freude vollkommen. Herr von Ketteler war ein pünktlicher Mann, da hieß es zur rechten Zeit zur Stelle sein. In feierlicher Prozession zog der Pfarrer mit seiner Gemeinde dem Ersehnten entgegen. Angesichts derselben verließ der Bischof seinen Reisewagen und reihte sich im Rochette mit seinem Kaplan in die Prozession ein. Seine hohe Gestalt überragte alle und freudig glänzten die Augen, wenn der Oberhirte auf die Ansprache des Pfarrers einige huldvolle Worte entgegnet, das Kruzifix geküßt und der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte. Dann zog die Prozession nach der Kirche unter Absingung des alten Liedes, viele Teilnehmer Freudentränen in den Augen, „Gott Vater sei gepriesen" mit dem schönen Refrain: „Jung und alt, groß und klein, preiset alle insgemein." Dort bestieg der Bischof die Kanzel und hielt eine warme von wahrhaft apostolischem Geist getragene Begrüßungsansprache an die Gemeinde. Nach deren Entlassung begab er sich meist sofort oder nach einer kurzen Rast in den Beichtstuhl, um bis spät am Abend das hl.

Sakrament der Buße mit den übrigen Priestern zu spenden. Dann ging es ins Pfarrhaus zum Abendessen. Auf dem Zimmer des Bischofs waren die Pfarrbücher, das Predigt-Verzeichnis und ein kurzer Rechenschaftsbericht des Pfarrers zur Durchsicht für den Oberhirten bereit gelegt.

Am anderen Morgen in der Frühe hielt der Bischof seiner Gewohnheit gemäß seine Betrachtung und las dann die Frühmesse, in welcher er den Firmlingen die heilige Kommunion austeilte. Die Zeit bis zum Hochamt diente der Vorbereitung auf die Predigt, deren Thema sich der Bischof nach Lage der Dinge wählte. Die allgemeinen Anliegen der Kirche und der Diözese, die besonderen Verhältnisse der Gemeinde, das Familienleben, die Kindererziehung, Gebet und Pflichttreue behandelte er in seinen Predigten mit aller Klarheit und Eindringlichkeit. Mochte auch die Firmungsreise auf Wochen sich ausdehnen, täglich predigte er selber, und immer waren seine Reden frisch und lebendig. Was aber seine Predigt gerade für die Männer so anziehend machte, das war der „männliche Freimut und die apostolische Kraft" seiner Rede. Nach dem Hochamt war der Kirchenvorstand beschieden, mit dem der Bischof die kirchlichen Gemeindeangelegenheiten besprach. Dann aber hatte jeder Zutritt zum Bischof. Er war für alle zu sprechen, niemand durfte abgewiesen werden, und Leute, die sonst sehr zurückhaltend zu sein pflegten, legten mit aller Zutraulichkeit und Offenheit dem Bischof ihre Anliegen dar. Schwerkranken machte der Bischof seinen Besuch. Wenn es ein Spital oder Armenhaus im Orte gab, dann verfehlte er nicht, die Insassen desselben zu trösten und aufzurichten. Nach dem Mittagsmahle wurden die Schulen besucht. Wie schlugen unsere Herzen hoch! Wir Kinder fürchteten nicht die hohe, kraftvolle Erscheinung des Bischofs. Wir fanden es selbstverständlich in unserer kindlichen Phantasie, daß er an Gestalt und Würde den Pfarrer überrage, und wir fühlten instinktmäßig, daß in seiner Brust ein warmes Herz für die Kinder schlug. Wir lasen aus seinen Augen und

aus seinen Mienen das Wort des göttlichen Heilandes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Lehrer und Pfarrer examinierten, dann fragte er selbst, und auch aus dem schüchternsten Kinde wußte er eine Antwort herauszubringen. Dann gab es eine liebevolle Ermahnung, und mit einem kräftigen Gebet schloß die Prüfung. Lehrer und Pfarrer erhielten ein anerkennendes, wenn es sein mußte, ein ernstes, immer aber ein aufmunterndes Wort. Je nach Befund sprach der Bischof auch die Erwartung aus, dies oder jenes bei der nächsten Visitation besser zu finden, und man konnte überzeugt sein, daß der Bischof seine Wünsche nach drei Jahren nicht vergessen hatte. In früheren Jahren ging der Bischof auch mit den Gläubigen auf den Kirchhof, um mit dem Volke für seine lieben Verstorbenen zu beten, was immer einen außerordentlich tiefen Eindruck machte.

Das war der Bischof, der mit dem Volke Freud und Leid teilte, dessen Herz er gewann, und zu dem er darum reden durfte wie ein Vater zu seinen Kindern. Den Schluß des bischöflichen Besuches bildete eine kurze Andacht in der Kirche, in welcher der Bischof sich verabschiedete. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich offen über die Zustände in der Gemeinde aus, lobte und tadelte, wie er es für wahr und gut fand, und dann segnete er alle von ganzem Herzen. Wie die Jünger nach der Auffahrt des Herrn, wenn dieser Vergleich erlaubt ist, so standen die Leute noch lange vor dem Portal der Kirche und in Gruppen in den Straßen und schauten dem enteilenden Oberhirten nach. Und dann kehrten sie heim und besprachen die Ermahnungen des Bischofs, und wie man nach der Mahlzeit die Brosamen sammelt, so wurden im Laufe der nächsten Zeit alle die kleinen Vorkommnisse und Erinnerungen, wie die persönlichen Eindrücke gesammelt und zur gegenseitigen Ermunterung ausgetauscht.

In größeren Gemeinden blieb der Bischof zwei oder drei Tage, um alle Schulen im Pfarrort und auf den Filialen besuchen zu können. Der Abschied gestaltete sich oft so rührend, daß

vielen, auch bärtigen Männern, die Tränen in die Augen traten, wenn der Bischof zum letztenmal seine segnende Hand erhob.

Wie ein anderer Apostel zog der Bischof von Ort zu Ort, um seines Oberhirtenamtes zu walten. Unermüdlich vom frühen Morgen bis zum Abend war er tätig, freundlich im Kreise der Priester, die sich am Firmungsort zusammenfanden. Ihnen war es eine willkommene Gelegenheit, den Bischof zu sehen und aus seinem Munde ein aufklärendes und ermunterndes Wort über die Zeitläufte zu hören.

So anstrengend aber auch diese Firmungsreisen für den Bischof waren, so freute er sich doch auf dieselben von Jahr zu Jahr mehr, zumal er die Früchte seines bischöflichen Wirkens sichtlich vor sich hatte. In diesem Sinne schrieb er einmal an eine nahe Verwandte: „In kurzem fangen wieder meine Firmungsreisen an, die mir bei mancher Ermüdung immer wieder Trost und Freude bereiten. Ich sehe bei diesen Besuchen das christliche Leben der Gemeinden von seiner schönsten und besten Seite, was ja natürlich die Freude meines Lebens ist."

14. Förderung und Pflege des christlichen Lebens im Volke.

Das ganze Wirken des Bischofs hatte nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen im Auge. Das war der Ausgangspunkt und das Ziel seiner ganzen bischöflichen Tätigkeit. Deshalb war er auch darauf bedacht, die geeigneten Mittel zur Förderung und Pflege des christlichen Lebens in Anwendung zu bringen. Durch diese Mittel wollte er wie durch befruchtende Kanäle dem christlichen Volke stets neue Gnaden, neue Anregungen und neuen Eifer zuführen. Seinen Priestern aber gab er auf diese Weise wirksame Pastoralanweisungen, um so seine ganze Herde auf gute Weide zu führen.

Zunächst lag ihm der öftere Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares gar sehr am Herzen. Darum verordnete er, daß dem Volke reichlich Gelegenheit zum Beichten gegeben werde, zumal an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage. Er selber ging in dieser Beziehung mit gutem Beispiel voran, und bei Generalkommunionen von Vereinen und anderen Gelegenheiten teilte er gerne die hl. Kommunion aus. Schon als Pfarrer von Hopsten war es ihm die größte Freude, die Zunahme des öfteren Empfangs der hl. Sakramente konstatieren zu können. Deshalb eiferte er die Geistlichen immer wieder an, dem Volke recht eindringlich zuzureden, und er selbst ließ keine Gelegenheit dazu unbenutzt vorübergehen. Als die erste Pflicht der gnadenreichen Freundschaft des Priesters mit Christus erscheint ihm die Liebe zu Jesus im allerheiligsten Sakrament. Daher liebte er den Schmuck des Altars und die Zierde des Hauses

Gottes; denn er sah darin den Ausdruck des lebendigen Glaubens. In dem öfteren Empfang der hl. Kommunion aber erblickte er das kräftigste Mittel, die Seelen in der innigsten Liebes- und Lebensgemeinschaft mit Jesus zu erhalten.

Um aber den häufigen Empfang der hl. Sakramente in wirksamer Weise zu fördern, ließ er sich die Abhaltung von Volksmissionen besonders angelegen sein. Er hatte die Wirkung einer solchen in seiner Pfarrei Hopsten selber aus eigener Anschauung kennen gelernt. Daher erfüllte ihn für längere Zeit die ernste Neigung, alles daranzugeben und selbst Volksmissionär zu werden. Seit seinem Amtsantritt als Bischof aber regte er die Missionen allerwärts an. Nicht selten beteiligte er sich an der Abhaltung derselben, indem er sich mit den übrigen Missionären in die Arbeit teilte. Unermüdlich war er dann im Beichtstuhl, wie ein aufmerksamer Beobachter damals schrieb: „Der eifrigste Missionär war der hochwürdigste Bischof selber, der an manchen Orten täglich predigte und von vier und fünf Uhr morgens bis neun und zehn Uhr abends, wenige Stunden abgerechnet, im Beichtstuhl saß. Auf einer Diözesankonferenz im Jahre 1856 gab er dem Wunsche Ausdruck, daß alle sechs Jahre in jeder Gemeinde eine Volksmission gehalten werde. Den Geistlichen machte er zur Pflicht, darüber zu berichten, wie dieser Wunsch am besten verwirklicht werden könne. Armen Pfarrern ließ er darum eine Unterstützung anweisen, damit sie die mit der Abhaltung einer Mission verbundenen Kosten zu bestreiten vermöchten. Welche Freude muß es für den seeleneifrigen Bischof gewesen sein, als er im Jahre 1867 dem Hl. Vater nach Rom berichten konnte: „Häufig bin ich selbst davon Augenzeuge gewesen, mit welcher Andacht und Ausdauer die Gläubigen in den verschiedenen Pfarreien an den Volksmissionen sich beteiligen, so daß sie alles übrige während dieser Zeit beiseite lassen, um ausschließlich dem Heile ihrer Seelen sich zu widmen. Seitdem Ew. Heiligkeit an die Spitze dieses Bistums mich gestellt haben (also seit 17 Jahren) wurden

solcher Volksmissionen nicht weniger als 120 abgehalten, welche jedesmal volle acht Tage zu dauern pflegen, und nicht blos in rein katholischen Pfarreien, sondern auch in Dörfern, wo die Nichtkatholiken weitaus in der Überzahl sind, ja sogar in Simultankirchen. Und vor aller Augen haben sie auch hier die gleichen heilsamen Früchte getragen, oft weit über alles Erwarten und Hoffen hinaus, so daß die Zerknirschung über die begangenen Sünden und die aufrichtige Herzensandacht, mit welcher die Gläubigen in ihrer Gesamtheit, höchstens den einen oder anderen ausgenommen, den heiligen Sakramenten sich nahten, für jeden unverkennbar waren."

Unter diesen Umständen wurden aber auch große Anforderungen an den Klerus gestellt. Opferwillig und eifrig ahmte die Geistlichkeit das Beispiel ihres unermüdlichen Oberhirten nach. Indessen mußte doch darauf Bedacht genommen werden, geeignete Hilfskräfte heranzuziehen. So zogen nach manchen Verhandlungen mit der Regierung die Kapuziner und mit ihnen Pater Bonaventura, der Bruder des Bischofs, im Jahre 1854 in aller Stille in Mainz ein. Schon ein Jahr nachher war man überall über das Wirken der Väter des Lobes voll. Namentlich durch ihre Missionspredigten gewannen sie sich allenthalben die größte Sympathie. Durch ihre bereitwillige Aushilfe bei gegebenen Gelegenheiten waren sie bald in allen großen Pfarreien sozusagen heimisch. Gern gab man ihnen reichliche Almosen, so daß sie täglich noch eine große Zahl Armer an der Klosterpforte speisen konnten. Mit Vorliebe nannte sie der Bischof „Meine Kapuziner." Im Jahre 1862 gründete er ihnen bereits eine zweite Niederlassung in Dieburg.

Schon im Jahre 1852 bei der großen Mission in der Bischofsstadt Mainz waren auch Jesuitenpatres tätig, welche nach derselben ihre Tätigkeit in Mainz und an einigen anderen Plätzen fortsetzten. Am 23. Februar 1859 übernahmen sie dann den Gottesdienst an der St. Christophskirche, während die Verwaltung dieser Pfarrei mit St. Quintin verbunden

wurde. Freilich wurden die Patres vielfach angefeindet, aber sie fanden am Bischof einen hohen Beschützer und energischen Verteidiger. Eine außerordentlich geschickte und segensreiche Tätigkeit entfalteten die Väter in der Leitung der ihnen übertragenen Sodalitäten und Kongregationen und durch ihre Predigten. Als sie durch die kulturkämpferische Gesetzgebung gezwungen wurden, Mainz zu verlassen, widmete ihnen der Bischof von der Domkanzel einen warmen Nachruf, und in einem späteren Schreiben sagt er: „Durch die Tätigkeit der Jesuiten war die Christophskirche ein Mittelpunkt des frommen Lebens für die hiesige Stadt und namentlich ein Sammelpunkt für die Jünglinge aus den verschiedenen Lehranstalten geworden."

„Rette deine Seele!" Das war die Aufschrift auf dem Missionskreuz, welches am Schlusse jeder Mission feierlich gesegnet und aufgerichtet wurde. Die Seelen retten, war Aufgabe der Volksmissionen, und für die Rettung der Seelen beten war der Zweck der Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder, welche der Bischof in allen Pfarreien eingeführt wissen wollte. Wie schon als Kaplan und Pfarrer, so war ihm auch als Bischof die Einführung dieser Bruderschaft eine wahre Herzensangelegenheit. Bevor er München nach Abschluß seiner theologischen Studien verließ, hatte er sich selbst in diese Bruderschaft aufnehmen lassen, und sein ganzes Leben hindurch kam er den mit der Mitgliedschaft verbundenen Pflichten eifrig nach. Schon im Jahre 1851 wurde die Bruderschaft bereits in der Diözese errichtet, und nach kaum fünf Jahren hatte sie in mehr als hundert Pfarreien Eingang gefunden. Ein Sonntag im Monat war als Bruderschaftssonntag bestimmt, an welchem eine entsprechende Predigt mit der Bruderschaftsandacht gehalten wurde. In der Bischofsstadt selbst geschah dies jeden Sonntagabend im Hohen Dom.

Anfangs predigte der Bischof selber, seiner häufigen Abwesenheit halber übertrug er dieselbe dem Domdekan, der als Direktor der Bruderschaft dieselbe zu hoher Blüte brachte.

Aus der alten Erz-Diözese hatten sich noch Reste von der ehrwürdigen Erzbruderschaft vom hl. Sakramente des Altars erhalten. Dieselbe wurde neu eingerichtet und am 3. März 1867 wieder eröffnet. Auch das damit verbundene „Große Gebet" und die „immerwährende Anbetung" wurden im Jahre 1869 wieder in Übung gebracht. Auf die immerwährende Anbetung des Allerheiligsten legte der Bischof großen Wert. Darum war er voll der Freude, als im Jahre 1860 die Schwestern der ewigen Anbetung vom hl. Franziskus in Mainz sich niederließen. Nachdem der Bischof alles geprüft und zu der Überzeugung gekommen war, daß die Neugründung durchaus vom kirchlichen Geiste getragen sei, wurde er ihr eifriger Förderer. Gern hielt er dort seine Besuchung des Allerheiligsten, und oft erschien er im Kloster, um die Schwestern in ihrer hehren Aufgabe zu unterweisen und anzueifern.

Im Jahre 1860 hatte der Bischof auch den Verein christlicher Mütter eingeführt, dessen Leitung er selbst übernahm, und dessen Verbreitung er sich sehr angelegen sein ließ. Kongregationen für Lehrjungen, Junggesellen, Gymnasiasten, Kaufleute, Männer und Jungfrauen entstanden an vielen Orten. Alle diese Einrichtungen gaben dem religiösen Leben in Stadt und Land neuen Aufschwung.

Mit der Andacht zum heiligsten Altarsakrament ist die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu aufs innigste verwandt. Die Herzen, welche ach der Auffassung des frommen Bischofs dem Herzen Jesu am nächsten stehen sollen, sind die Priesterherzen. In jeder Pfarrei soll kein Herz mit dem Herzen Jesu inniger verbunden sein, als das Herz des Pfarrers, des Wächters vor dem Allerheiligsten.

Es war im Jahre 1874, als auch in Hessen die Aera des Kulturkampfes heraufbeschworen wurde zunächst durch ein neues Schulgesetz. Da weihte der Bischof die ganze Diözese dem göttlichen Herzen Jesu, um diese in den allmächtigen Schutz desselben zu befehlen. Diese Weihe vollzog der Bischof selbst mit

großer Feierlichkeit und mit einer herrlichen Ansprache, welche die Gläubigen aufs tiefste ergriff. Als der Hl. Vater im Jahre 1875 die ganze Welt unter den besonderen Schutz des göttlichen Herzens stellte, war das für den Bischof eine Veranlassung zur feierlichen Erneuerung der Weihe der Diözese Mainz an dasselbe.

Auch die Wallfahrten in der Diözese erfreuten sich der liebevollen Fürsorge des Bischofs und nahmen dadurch einen mächtigen und segensreichen Aufschwung. Er erschien häufig bei den großen Wallfahrten, um das christliche Volk durch seine Predigten und seine Teilnahme zu erbauen. Noch im späteren Alter bekannte der Bischof, „daß es ihm zum größten Seelenfrieden gereiche, an den Wallfahrten mit dem lieben Volke zu sein und unter ihm als Priester zu arbeiten." Die Tage der Wallfahrt aber sollten für die Gläubigen „Tage der Andacht, des Opfers und der Heiligung sein." „Die Wallfahrtstage," so schrieb er in einem Hirtenbriefe, „sind unsere Tage, Tage Gottes und der Kirche; sie gehören denen, die da beten, nicht den Kindern der Welt." Die Muttergotteswallfahrten an Mariä Heimsuchung in Gernsheim, Mariä Geburt in Dieburg, die Rochuswallfahrt in Bingen zogen ihn besonders an.

Hier ist wohl auch der Ort, die Hirtenbriefe des Bischofs zu erwähnen. In den 27 Jahren seines bischöflichen Wirkens hat er deren mehr als 50 geschrieben. Kraftvoll wie ihm das Wort von den Lippen kam, entfloß es auch seiner Feder. Ernste Mahnungen erließ er zu Anfang der Fastenzeit eines jeden Jahres. Eindringlich und verständlich belehrte er das gläubige Volk über die Lehren des Glaubens, über das Gebet, die Sonntagsheiligung, die Bedürfnisse der Diözese, die Liebe zur Kirche und zum Hl. Vater. Die Hirtenbriefe Kettelers wurden nicht bloß von der Kanzel verlesen, sie wurden auch vom christlichen Volke gekauft und in der Familie erst recht gelesen.

Wie reich, wie umfassend die innerkirchliche Wirksamkeit des großen Bischofs gewesen, mag aus diesem wenigen, was hier gesagt worden, hervorgehen. Solch zielbewußtem, uner-

müdlichem Seeleneifer konnte der Erfolg nicht fehlen. Wir wiederholen, es ist nicht notwendig, die Verhältnisse der Mainzer Diözese zu Anfang der bischöflichen Wirksamkeit Kettelers in allzu düsteren Farben aufzutragen; es war doch eine Riesenarbeit, die der Bischof übernahm und vollendete. Was war nach der 25jährigen bischöflichen Tätigkeit aus der Diözese Mainz geworden? Dem hat der Domdekan Dr. Heinrich beredten Ausdruck gegeben bei Gelegenheit des Bischofs-Jubiläums am 24. Juli 1875, da er im Namen der Geistlichkeit und der religiösen Vereine der Stadt die Glückwünsche darbrachte. Davon soll später die Rede sein. Ich fasse alles zusammen mit den Worten: „Bischof Ketteler hat das Angesicht seiner Diözese erneuert."

---

15. Fürsorge für die Armen.

Bischof von Ketteler war, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht Sozialpolitiker von Profession. Was er auf sozialem Gebiet geleistet und erstrebt hat, entsprang seiner Berufstätigkeit als Priester und Bischof, die ihn mit allen Schichten der Bevölkerung zusammenführte und ihm reiche Gelegenheit bot, die Not des Volkes kennen zu lernen. Das ganze Wirken der Kirche ist ja ein eminent soziales. Je tiefer daher ein Priester in der Auffassung seines Berufes geht, je mehr er den Geist der Kirche, der der Geist Christi ist, erfaßt und in sich aufnimmt, desto mehr „erbarmt ihn des Volkes," desto mehr wird die soziale Seite seiner Wirksamkeit hervortreten. Das erklärt uns die hervorragende soziale Wirksamkeit des großen Mainzer Bischofs, der wie kaum ein anderer den priesterlichen Geist, den Geist Christi in sich aufgenommen hatte.

Schon als Kaplan und Pfarrer war er deshalb für die Armen und Kranken eifrig besorgt. Überall war er bemüht, die christliche Liebe zu wecken, die Wunden wahrhaft zu heilen versteht, während bloße Worte nur geeignet sind, den Schmerz zu mehren. Oft predigte er als Pfarrer und Propst über die Armut. Er bezeichnete es als eine große Aufgabe der Zeit, die furchtbare Kluft zwischen Reich und Arm wieder auszufüllen. An den verschiedenen Orten seiner Tätigkeit hat er sich wirksam und unter großen persönlichen Opfern an der Errichtung von Armen- und Krankenhäusern beteiligt.

In der Erkenntnis der sozialen Fragen und ihrer tiefen Bedeutung war Bischof von Ketteler seinen Zeitgenossen weit

vorausgeeilt. Darum fand er auch nicht sofort und nicht überall jenes Verständnis für die Verwirklichung seiner hohen Ideen. Schon auf der ersten katholischen Generalversammlung im Jahre 1848 zu Mainz bezeichnete er die soziale Frage als die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist. Die politischen Aufgaben schienen ihm weit hinter den sozialen Forderungen zurückzustehen. „Wollen wir die Zeit erkennen," so sprach er von der Domkanzel herab, „so müssen wir die soziale Frage zu ergründen suchen." Sehr richtig charakterisiert er die großen Wortführer, welche sich in allgemeinen Redensarten ergehen und tun, als ob sie das Geheimnis der Brotvermehrung gefunden hätten, während man bei näherer Untersuchung ihrer Vorschläge sich des Mitleides nicht erwehren kann. Groß waren und sind die Führer der revolutionären Arbeiterparteien nur in der Kritik, groß im Niederreißen, positives Schaffen aber, Aufbauen überlassen sie anderen. Was die Arbeiter wollen und mit Recht verlangen, eine wirkliche Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage, das wird von jenen Führern nur ganz nebensächlich behandelt, denen es nur um Ausführung ihrer ehrgeizigen und phantastischen Pläne, um den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung zu tun ist.

Sehen wir nun zunächst, was Bischof Ketteler in seiner Diözese gewirkt. Als er im Jahre 1851 den bischöflichen Stuhl bestieg, verkündete er feierlich: „Ich bekenne, daß ich von jetzt an mit allem, was ich bin und habe, nicht mir, sondern Euch angehöre. Ich bekenne, daß ich verpflichtet bin, jeden Überfluß, jedes Wohlleben in meiner Einrichtung zu vermeiden, und alles, was ich aus dem Einkommen der bischöflichen Stelle erübrige, zu milden Zwecken zu verwenden." Mit dieser Gesinnung trat er sein bischöfliches Amt an, sie ließ ihn recht geeignet erscheinen zur sozialen Fürsorge für seine Diözesanen. Für sich selbst nichts, alles für seine ihm anvertraute Herde! Die Manifeste sozialistischer Führer fangen in der Regel anders an.

Zunächst entfaltete der Bischof auf dem Gebiete der christlichen Charitas eine umfangreiche und äußerst segensreiche Tätigkeit. Seine persönliche Wohltätigkeit kannte fast keine Grenzen. Er stellte kein hochnotpeinliches Verhör an bei jeder Gabe an die Armen. Wohltun war ihm ein Bedürfnis, das er bereits im elterlichen Hause, besonders durch das Beispiel seiner vortrefflichen Mutter kennen gelernt hatte. Sorgsamen Blickes hatte er die Verhältnisse in der Diözese untersucht, und da kam er denn zuerst den Bedauernswertesten von allen zu Hilfe, der verwahrlosten Jugend, der eine christliche Erziehung im Elternhause ganz oder teilweise versagt war. In Kleinzimmern errichtete er deswegen unter großen Opfern ein Haus für verwahrloste Knaben und bei Neustadt im Odenwald ein solches für Waisenmädchen. Sein Mitleid schenkte er jenen Ärmsten, die nach den ersten Schritten ins öffentliche Leben Schiffbruch an Ehre und Ehrlichkeit gelitten und dann von der Welt sich selbst überlassen, beziehungsweise dem Laster preisgegeben wurden. Es entstand daher in Mainz die Anstalt zum Guten Hirten, in welcher unglückliche Mädchen, die bereits gefallen waren, Aufnahme, Pflege, Belehrung und Hilfe fanden. Aus dem Gefängnis Entlassene sehen sich oft bei allem guten Willen zurückgestoßen, und es wird ihnen nahezu unmöglich gemacht, wieder auf ehrlichem Wege durchs Leben zu kommen. Daher nahm sich der Bischof, der bald nach seiner Weihe auch den Strafgefangenen im Landeszuchthause einen Besuch gemacht hatte, des Vereins zur Unterstützung und Beaufsichtigung der entlassenen Strafgefangenen an mit der Weisung an die Geistlichen, sich in den Dienst des Vereins und seiner Pflegebefohlenen zu stellen.

In Mainz wurde ein katholisches Spital (St.-Vinzenz-Hospital) gegründet, dessen Haushalt und Pflege den barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause zu Straßburg übergeben wurde, und die in der Folge auch in das Städtische Kranken-

haus sowie in das bürgerliche Invalidenhaus eingeführt wurden. Die Gründung von Krankenhäusern war für die damalige Zeit von erhöhter Bedeutung. Die Krankenpflege lag vielfach im Argen und erst recht die Hauspflege. Eine berufliche Ausbildung zur Krankenpflege, wie wir sie heute haben, gab es damals nicht. Man redete von Spitalknechten und Spitalmägden, und nach dem Spital verlangte es niemand. Ein Krankenhaus unter geschickter Leitung von geübten Krankenschwestern, eine besorgte, unentgeltliche Hauspflege in den Hütten der Armen durch jene gab es damals nicht. In Hirtenbriefen und Ausschreiben forderte der Bischof zur Gründung solcher Anstalten auf. So lesen wir in einem Hirtenbrief vom 23. Februar 1859: „Zu den mildtätigen Anstalten, die errichtet werden müssen, wenn wir die vorhandenen Bedürfnisse nach dem ganzen Umfang des Gebotes der Nächstenliebe befriedigen wollen, gehören auch Häuser, wo die Kranken und Altersschwachen aus einem Bezirke, die wegen Armut in ihrem Hause eine hinreichende Pflege nicht genießen, unter Leitung frommer Ordensfrauen, Aufnahme finden können. Auf dem Lande und in kleineren Städten würde die Herstellung solcher Häuser zu kostspielig werden, und da erscheint der Bezirk eines oder zweier Dekanate die geeignete Grenze für ein gemeinschaftliches Krankenhaus zu sein."

Man sieht hieraus, wie praktisch der Bischof die Sache anpackte. Er war ein vortrefflicher Organisator. Das zeigt sich bei allen seinen Unternehmungen. Erst viele Jahre später baute der Staat Kreis-Krankenhäuser und Provinzial-Siechenhäuser. In der Stadt aber übernahmen die Armen-Schwestern vom hl. Franziskus aus dem Mutterhause zu Aachen die ambulante Krankenpflege in den Hütten der Armen.

Lange zuvor, ehe man an eine staatliche oder Gemeinde-Krankenversicherung dachte, empfahl Bischof Wilhelm Emmanuel die Gründung von Vereinen zur Unterstützung der Kranken. Wo sich in der Diözese derartige Bestrebungen entfalteten, ermunterte er die Teilnehmer und spendete ihnen öffentlich Lob. In einem Ausschreiben vom 5. April 1864 forderte er alle Dekane auf, diese wichtige Sache auf die Tagesordnung der Dekanatskonferenzen zu setzen, damit derartige Vereine in allen Pfarreien gegründet würden.

Einen warmen Freund und Förderer fand das Werk Kolpings, der Gesellenverein, an Bischof Ketteler. Er empfahl den Geistlichen, die wandernden Handwerksgesellen auf den Verein aufmerksam zu machen und betonte die Notwendigkeit, die Lehrlinge den Gesellenvereinen zur rechten Zeit zuzuführen. Wir sehen heute, Gott sei Dank, so vieles im Leben verwirklicht, was den Bedürfnissen der einzelnen Stände Rechnung trägt, woran aber früher niemand dachte. Je mehr wir aber die Wohltat solcher Institutionen erkennen, desto größeren Dank schulden wir jenen, die zuerst dafür Herz und Sinn hatten. Die Idee der Gesellenhäuser setzte er seinem Bruder Wilderich auseinander in geradezu mustergültigen Entwürfen. Bei Gelegenheit des Stiftungsfestes des Mainzer Vereins predigte der Bischof wiederholt, so namentlich, als der Verein sein 25jähriges Jubelfest beging. Er nahm an der Entwicklung und am Gedeihen des Vereins den innigsten Anteil. Nicht selten heißt es im Protokollbuch des Präses: „Seine Bischöflichen Gnaden geruhten das Defizit zu decken," das zuweilen eine nicht unbeträchtliche Summe erforderte.

Zugleich gedachte der Bischof eine Versorgungsanstalt für weibliche Dienstboten und andere ledige Personen weiblichen Geschlechtes zu gründen, in welchem diese bei andauernder Kränklichkeit und im Alter ein gesichertes, sorgenfreies Unterkommen finden könnten. Vorübergehend sollten auch stellensuchende Dienstboten aufgenommen werden, bis sie einen passenden Dienst gefunden hätten. Den christlichen Frauen und Jungfrauen legte er dies besonders ans Herz und zeigte ihnen, daß sie durch ihre Gaben und Spenden ihren armen

Mitschwestern eine große Wohltat erwiesen. Zu diesem Zwecke wurde später der Maria-Hilf-Verein gegründet „zur Unterstützung hilfsbedürftiger, lediger Frauenspersonen, insbesondere hilfsbedürftiger weiblicher Dienstboten." Dieser Verein verbreitete sich rasch über die ganze Diözese und schon nach dem ersten Rechenschaftsbericht waren nahezu 2000 Gulden angesammelt worden.

Auch dem Lehrlingswesen schenkte der Bischof seine volle Aufmerksamkeit, wie er denn überall, wo es nottat, praktisch eingriff und Bleibendes zu schaffen suchte. Das Zauberwort „Organisation," mit welchem später sogenannte Arbeiterführer hausieren gingen, hatte Bischof Ketteler längst in die Tat umgesetzt. Lehrlingsvereine, Gesellenvereine und Meistervereine sollten einander ergänzen, die jungen Leute in den drohenden Gefahren beschützen, ihnen Gelegenheit geben, sich in ihrem Fache auszubilden, um später als selbständige Handwerksmeister ein eigenes Haus und Heim zu gründen.

Auch auf seinen Firmungsreisen hatte der Bischof ein offenes Auge für das materielle Wohl seiner Diözesanen. Er interessierte sich für die Landwirtschaft, vermittelte Pächtern Feld, führte Futterpflanzen ein, gab guten Rat und ging ganzen Arbeitsbranchen an die Hand. Die Wirksamkeit des besorgten Oberhirten und seine sozialen Schöpfungen in der Diözese machten seinen Namen weit über die Grenzen derselben bekannt. So erging an ihn die Bitte um seinen Rat, wie man den Bauernstand heben, ihn den Gefahren entreißen und ihn zu einer Korporation auf religiöser Grundlage zusammenschließen könnte.

Einst hatte er gewünscht, Landrat zu werden, um recht viel Gutes für das Volk wirken zu können. Gott hatte ihn auf den Mainzer Bischofsstuhl geführt und ihm dadurch Gelegenheit gegeben, in viel höherem Maße und in wirksamerer Weise dem werktätigen Volke Berater und Helfer, Tröster und Führer zu werden.

Bei allem dem aber ging der Bischof von dem Grundsatz aus, daß wahrer Wohlstand mit echter Tugend im innigsten Zusammenhange stehe. „Gottesfürchtiger Sinn," so heißt es in einem Hirtenbriefe, und Religion befördern nicht nur unser ewiges Wohl, sie sind auch die allernotwendigste Bedingung unseres zeitlichen Wohlergehens. Wenigstens eine Stelle aus jenem herrlichen Hirtenschreiben soll hier wiedergegeben werden, die für das ganze Wirken des Bischofs bezeichnend ist: „Die unselige Verwirrung unserer Zeit ist die, daß man sich dem Wahne hingibt, die Menschen ohne Religion und Christentum glücklich machen zu können . . . Es gibt keine wahre Sittlichkeit ohne Gott, keine rechte Gotteserkenntnis ohne Christus, keine wahre Erkenntnis Christi ohne die Kirche . . . Wo die wahre Erkenntnis Gottes fehlt, geht im Kampfe mit der Sünde, mit der sündigen Selbstsucht und Sinnlichkeit, mit Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens auch die Sittlichkeit zugrunde. Wo aber die Sittlichkeit fehlt, da gibt es überhaupt kein Mittel, wahres Menschenwohl zu befördern, da gibt es auch kein Mittel, das Volk wohlhabend zu machen. Da werden die Menschen von den Leidenschaften beherrscht, da werden Habgier und Sinnlichkeit die Tyrannen, die alles knechten, da werden im Dienste dieser Tyrannen bald die Mächtigen die Schwachen unterdrücken, bald die Schwachen gegen die Mächtigen sich erheben, und wenn sie siegen, denselben Tyrannen, ihren Leidenschaften dienen. Da wird Kampf ohne Ende zwischen Reich und Arm fortbestehen; da ist der Friede auf Erden unter ihnen unmöglich. So innig und untrennbar hängt der Wohlstand des Volkes mit der Religion und Sittlichkeit zusammen."

Schildert hier der Bischof nicht mit treffenden Worten die gegenwärtige Lage, in der sich die Kluft zwischen Reich und Arm immer mehr erweitert, in der das Feldgeschrei im gegnerischen Lager heißt: „Klassenhaß und Klassenkampf?"

Es war wohl providentiell, daß der Mann Gottes und des Volkes an die Spitze einer kleinen Diözese gestellt wurde.

Dadurch ist es ihm möglich geworden, seine ganze Diözese in wahrhaft mustergültiger Weise durch seine soziale Fürsorge auszugestalten, aber auch vorbildlich und anregend zu wirken. Dadurch zog seine Wirksamkeit immer weitere Kreise, die schließlich über die Grenzen der Mainzer Diözese und der ganzen oberrheinischen Kirchenprovinz hinausgingen.

Aus dem kirchlichen Geist, den der Bischof in Klerus und Volk erweckt und erneuert hatte, erwuchsen ihm die Kräfte, deren er bedurfte, eine so große, umfassende soziale Fürsorge betätigen zu können. Er hatte die Herzen erschlossen und die Geister belehrt, er war bei allem an der Spitze. Daher denn das rege Schaffen auf sozialem Gebiet unter Mitwirkung eines Stabes von Männern wie Lennig, Moufang, Heinrich, Haffner und Hirschel. Arme und Reiche brachten dem Bischof ihre Gaben. Fleißige Hände regten sich für die Sorgenkinder des Bischofs in den Häusern von Kleinzimmern und Neustadt. Oft kehrte das Christkindlein beim Bischof ein, um durch ihn den Armen zu bescheren und denen eine Freude zu bereiten, denen die Wasser der Trübsal weit heraufreichten. Das alles muß man miterlebt haben, um den vollen Erfolg des Bischofs zu erfassen. Er verstand es, seinen Geist durch Wort und Werk seinem Volke zu vermitteln, das seinen Bischof so hoch verehrte und ihm doch so nahe stand, wie in Wahrheit nur die Schäflein dem guten Hirten nahestehen können.

---

16. Der Bischof und die Arbeiterfrage.

Kettelers Einfluß ist es vor allem zu danken, daß die sozialen Fragen in energischer und praktischer Weise auf den Generalversammlungen der deutschen Katholiken besprochen und hinsichtlich derselben bedeutsame Resolutionen gefaßt wurden. Noch herrschte vielfach Unklarheit über diese brennenden Zeitfragen auch auf katholischer Seite, während andererseits alle Versuche zur Lösung derselben einen durchaus unchristlichen Charakter an sich trugen. Dem gab Kettelers Wirken in Wort und Schrift eine andere Wendung. Das zeigte sich zunächst auf der Katholikenversammlung in Frankfurt im Jahre 1863, wo der Antrag des Domkapitulars Heinrich von Mainz, der sicher von seinem Bischof inspiriert war, Annahme fand. Er lautete: „Die katholische Generalversammlung empfiehlt den Katholiken dringend, sich mit dem Studium der Zeitfragen zu beschäftigen, welche sicherlich nur im Lichte und durch den Geist des Christentums einer entsprechenden Lösung entgegengeführt werden können."

Nach Schluß der bedeutsamen Frankfurter Tagung arbeitete der Bischof an seiner Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christentum," die allseitig großes Aufsehen erregte. In dieser Schrift legte er, seinen eigenen Worten nach, das nieder, „was er seit Jahren durch eine anhaltende Beobachtung der Verhältnisse in sich als tiefste Überzeugung festgestellt hatte." Aus den großen sozialen Fragen hatte der Bischof sich die Arbeiterfrage gewählt, um diese eingehender behandeln zu können. Er weist auf die mißliche Lage des Arbeiterstandes

hin und bespricht die Mittel, durch welche dieselbe gebessert werden könne. Die Arbeiter haben nach seinen Ausführungen auch berechtigte Klagen, denen abgeholfen werden muß, sonst darf man sich nicht wundern, wenn die Arbeiter materialistisch und revolutionär gesinnt werden. Er warnt die Regierung und die Arbeitgeber, sie möchten sich den berechtigten Forderungen der Arbeiter nicht verschließen und davon ablassen, Religion und Kirche zu bekämpfen und Unglauben und Genußsucht durch Lehre und Beispiel zu verbreiten. Der Bischof betont besonders die religiöse Seite der Frage, weil gerade diese seither wenig oder gar nicht berücksichtigt worden sei.

Aus der ganzen Schrift spricht eine warme Liebe zum Arbeiterstande und eine ebenso große Sachkenntnis. Trefflich ist auch die Kritik, welcher er die Vorschläge zur Besserung der Lage der Arbeiter seitens liberaler und radikaler Gegner unterzieht. Aber nicht einseitig und engherzig ist diese Kritik. Er erkennt das Gute und Wahre an, wo er es findet, aber scharf weist er nach, wie die Gegner recht haben, wo sie einander bekämpfen, aber gerade dann im Unrecht sind, wenn sie ihre Ziele und die Mittel zur Erreichung derselben darlegen.

Die Schrift hatte einen großen Erfolg. Das bewiesen nicht bloß die wiederholten Auflagen, sondern der Erfolg liegt vor allem darin, daß sie außerordentlich anregend wirkte in Geistlichen- und Laienkreisen, so daß dem Arbeiterstand daraus eine wackere Schar von Freunden und Verteidigern erwuchs. Diese wirkten im Sinne und im Geiste des bischöflichen Arbeiterfreundes und suchten zur richtigen Lösung der Arbeiterfrage beizutragen. Als im Jahre 1890 die Schrift zum vierten Male aufgelegt wurde, begleitete der selige Windthorst diese Ausgabe mit einer Vorrede, in der er den Bischof den „von allen verehrten Lehrer und Vorkämpfer der katholischen Bestrebungen" nennt.

Die Veröffentlichung der Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum" war eine Tat. Es gehörte nicht wenig Mut dazu, so klar und unzweideutig, so bestimmt und energisch der

Welt diese sozialen Grundwahrheiten in christlicher Beleuchtung vorzutragen. Dem christlichen Arbeitervolke aber sprach der Bischof aus der Seele, obgleich er es nicht daran fehlen ließ, auch den Arbeitern ernste Wahrheiten zu sagen. Er wurde auch mißverstanden im Lager der Gegner und anderwärts. Das darf uns bei der herrschenden Unkenntnis der Sache nicht Wunder nehmen. Viele mochten, wie einst die Juden bei den Reden des göttlichen Meisters, sagen: „So hat noch niemand zu uns geredet!"

Die Gegner aus dem liberalen Lager wollten den Bischof verdächtigen, als ob er mit den Ideen der Umstürzler liebäugele. Indessen sorgten die Radikalen dafür, daß dieser Verdacht nicht aufkommen konnte, denn sie kritisierten den Bischof, der mit kleinen Mitteln Großes erreichen wolle. Noch im Jahre 1871 suchte ein liberaler Abgeordneter und Kulturkämpfer den Bischof sozialdemokratischer Tendenzen zu beschuldigen. Dieser aber erwiderte darauf in einem offenen Schreiben, in welchem er mit Entrüstung dagegen protestiert, daß ein warmes Interesse für den Arbeiterstand im deutschen Reichstag als „eine Spekulation auf die Aufreizung der Massen" denunziert werden könnte. „Ich bin Christ und Priester," so schreibt er, „und habe in dieser doppelten Eigenschaft ein doppeltes Recht, mich nicht teilnahmlos der Lage der arbeitenden Klassen gegenüber zu verhalten." Allein es fehlte auch nicht an vielen Anerkennungen von Privaten aus allen Ständen, und der Vorstand „des deutschen Handwerkerbundes" sandte dem Bischof ein Dankschreiben mit einer Anerkennungsadresse. Man dankte ihm für den „Freimut, mit welchem er in seiner hohen Stellung im Interesse des größten Teiles der unterdrückten Menschheit einer verkehrten Welt gegenüber auftrat."

17. Ein Lieblingsprojekt des Bischofs

war die Gründung von sogenannten Produktiv-Assoziationen, durch welche einem großen Teile des Arbeiterstandes, und zwar gerade den braven und strebsamen Arbeitern geholfen werden sollte. Es sollten Arbeitergenossenschaften gegründet werden, denen der Staat oder Private das Kapital zur Produktion leihen sollten. Auf diese Weise würden die Arbeiter selbst zu Geschäftsinhabern oder Teilhabern. Nach Abzug aller Unkosten, Verzinsung und Amortisation des Kapitals und den notwendigen Abschreibungen bliebe dann der Reingewinn übrig, der nun den Arbeitern selbst zugute käme. Die Arbeiter sollten es über den gewöhnlichen Taglohn hinausbringen, sie sollten sich „ein Mehr" zu erringen imstande sein, welches sie der drückenden Not von einem Tage zum anderen überhebe. Zur Verwirklichung dieses Planes hatte der Bischof vieles versucht, und er war bereit, ganz ansehnliche Mittel zur Verfügung zu stellen.

Während die liberalen Volksbeglücker den Arbeiter auf die „Selbsthilfe" verwiesen — da sieh du zu! — lehrten die sozialistischen Propheten die Arbeiter, alles Heil vom Staat zu erwarten. Der Bischof aber verlangte zur ehrlichen Selbsthilfe die notwendige Hilfe des Staates und der christlichen Liebe zur Beschaffung des notwendigen Kapitals zur Gründung der Produktivassoziationen.

Von diesem Gedanken war der Bischof ganz und gar erfüllt. Bei allen passenden Gelegenheiten brachte er dieses Projekt zur Sprache und führte deshalb eine weit ausgedehnte

Korrespondenz, um Gutachten einzuziehen und Rat zu holen. In Firmungs- und Festpredigten wies er auf die Notlage des arbeitenden Standes hin. „Der Staat," so führte er in einer Predigt beim Stiftungsfeste des Gesellenvereins im Jahre 1865 in der Mainzer Seminarkirche aus, „muß mithelfen, die Kirche muß helfen, die Gemeinde muß helfen, alles muß die Hand dazu reichen, um den Stand vor dem Verderben zu schützen, vor dem der Zahl nach alle anderen Stände zusammengenommen beinahe verschwinden, und der durch seine Bedeutung in der Gesellschaft jedem anderen Stande völlig gleichkommt." Schon damals sprach der Bischof das bedeutungsvolle Wort: „Wenn humane, echt christliche Grundsätze die Gesellschaft mehr und mehr durchdringen, wenn der Arbeiterstand sich organisiert und organisiert wird, dann wird auch der Staat und die Gesetzgebung auf das Wohl und Wehe der Arbeit Rücksicht nehmen müssen."

Wenn heute diese Organisation den erhofften Erfolg nicht gezeitigt hat, so liegt dies an zwei Dingen. Die erste Ursache besteht darin, daß leider die Gesellschaft von heute nicht von diesen humanen, echt christlichen Grundsätzen, sondern vielfach von der materialistischen Weltanschauung und Lebensauffassung durchdrungen ist. Die zweite Ursache aber ist die, daß die Organisation in die unrechten Hände geraten ist, in die Hände der Sozialdemokratie, der die Organisation nur das Mittel ist, ihre politischen und revolutionären Ziele zu verfolgen.

Indessen sollte es dem Bischof nicht gelingen, seine Pläne bezüglich der Produktivassoziationen zu verwirklichen, obwohl er alles dafür aufbot, was in seinen Kräften stand. Die Zeiten waren eben nicht günstig, und noch war das Verständnis für die Ausführung derartiger Probleme nicht tief genug in die Gesellschaft eingedrungen. Das hielt ihn aber nicht ab, immer wieder durch Wort und Schrift das Wohl des Arbeiterstandes zu fördern, und ein beredter Anwalt seiner berechtigten Forderungen zu sein. Indessen mußte er sich mehr und mehr davon überzeugen, daß dies eine der großen und herrlichen

Aufgaben der Zukunft sein wird, so wenig es bisher verstanden wurde. Das christliche Volk aber soll es wissen und nie vergessen, daß des Bischofs ganze Seele erfüllt war von der Sorge um die Verbesserung der Lage des arbeitenden Volkes. Vor seinem geistigen Auge standen „die neuen Formen, die die alten christlichen Wahrheiten in der Zukunft für alle Verhältnisse des Menschengeschlechtes schaffen werden, während ihn nichts mehr erschlaffte und niederdrückte und so recht eigentlich an der Seele flügellahm machte, als das Treiben aller jener, die von dieser Gotteskraft der Kirche nichts wissen wollten."

Das ganze Projekt des Bischofs ist indessen ein Beweis für den scharfen und weiten Blick, der diesem großen Manne eigen war. Ihm war schon damals klar, daß es zu einer gedeihlichen Lösung der Arbeiterfrage notwendig sei, den Arbeiter mehr für das Geschäft zu interessieren durch Anteil am Gewinn des Unternehmens. Welche Form die richtige sein wird, bleibt der Zukunft überlassen, allein es dürfte unschwer zu erkennen sein, daß alles nach diesem Ausweg drängt.

18. Die soziale Frage und die Bischofskonferenzen, die katholische Generalversammlung von 1871.

Bischof von Ketteler tat sich auch als Anwalt der Arbeiter auf den Konferenzen der Bischöfe, die alljährig in Fulda am Grabe des hl. Bonifatius stattfinden, in besonderer Weise hervor. Was Mainz an äußerem Glanz eingebüßt hatte nach der Revolution und durch die politischen Umwälzungen, das erhielt es in anderer Weise als Bischofssitz wieder durch die Tätigkeit seines Bischofs, der allmählich die geistige Führung des Episkopats übernommen hatte.

Eben hatte er im Dekanat Seligenstadt, dem industriereichen Bezirk von Offenbach, Frankfurt und Hanau gefirmt. Der Bischof war ganz erfüllt von den Gedanken, die er in einem Referat niederlegte für eine bevorstehende Bischofskonferenz. Als Abschluß dieser Firmungsreise hatte er eine Andacht angeordnet auf der sogenannten Liebfrauenheide in der Nähe von Offenbach und Seligenstadt für den 25. Juli 1869. Dorthin hatte er auch die zahlreichen Arbeiter des Industriebezirkes eingeladen, deren wohl an 10 000 erschienen waren. Der Bischof hielt eine großartige Rede über „das Verhältnis der gegenwärtigen Forderungen und Bestrebungen der Arbeiter zu Religion und Christentum." Diese Rede nannte noch nach 20 Jahren ein hervorragender katholischer Sozialpolitiker der Schweiz „eine der wichtigsten und beachtenswertesten Kundgebungen, die je von katholischer Seite auf dem Gebiete der sozialen Frage und ihrer Lösung gemacht worden sind." Sie erschien auch als Broschüre und wurde von vielen Zeitungen

und Fachblättern abgedruckt. Es begreift sich leicht, daß dieselbe einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer und auf die Leser machte. Kurz, aber mit vollkommener Offenheit zeigte er, was an all den Bewegungen und Forderungen, welche durch den ganzen Arbeiterstand in Europa und über Europa hinaus sich kundgeben, berechtigt, und was an ihnen unberechtigt und gefährlich sei. Erhöhung des Arbeitslohnes, Verkürzung der Arbeitszeit innerhalb natürlicher Grenzen, Sonntagsruhe, Verbot der Kinder- und Frauenarbeit, waren die Forderungen, die der Bischof im Interesse der Arbeiter mit der ganzen Autorität seines Amtes und seiner Persönlichkeit geltend machte. Aber er zeigte auch, wie alle diese Bestrebungen eitel, vergeblich und ohne Nutzen seien, wenn nicht wahre Sittlichkeit und Religiosität ihre Grundlagen bildeten. Er schilderte die soziale Frage vor allem als eine sittliche Frage, und entsprechend diesem Charakter stellte er seine Forderungen auf. Vierzig Jahre sind seitdem ins Land gegangen, aber diese Jahre haben die Ausführungen des weitblickenden Mannes in allem bestätigt.

Unter den Eindrücken, die er unter der Arbeiterbevölkerung gewonnen, und noch ganz erfüllt von dieser gewaltigen Kundgebung der Arbeitermassen reiste Bischof Ketteler zur Konferenz nach Fulda. Mit Ernst und Nachdruck nahmen die deutschen Bischöfe am Grabe des heiligen Bonifatius zu diesen ernsten Strömungen der Zeit Stellung. In demselben Jahre 1869 referierte Ketteler über „die Fürsorge der Kirche für Fabrikarbeiter, Gesellen, Lehrlinge und weibliche Dienstboten," Fragen, mit deren praktischer Lösung der Bischof sich seit Jahren in der eigenen Diözese nicht ohne Erfolg beschäftigt hatte. Hier ließ er sein Herz und seine Erfahrung sprechen. Überall in diesem umfassenden Referate begegnen wir den oft ausgesprochenen Gedanken des großen Mannes. Er verlangt vor allem Berücksichtigung der Arbeiterfrage bei Ausbildung des Klerus, statistische Aufnahmen über die Lage der Arbeiter in physischer, intellektueller, moralischer und religiöser Hinsicht in jeder Diözese.

Der Bischof wollte alle der Kirche zur Verfügung stehenden Kräfte in den Dienst dieser wichtigen Frage gestellt wissen. Nehmen wir sie nicht in die Hand, das war seine Überzeugung, dann werden es andere tun zum namenlosen Unheil der Gesellschaft und der Arbeiter selbst. Darum sollten die jungen Priester auf diesem Gebiete Bescheid wissen, um Rat und Hilfe erteilen zu können. Er wünschte, daß in allen Diözesen geeignete Geistliche bestimmt werden sollten zum Studium der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, und die öfters zum Zwecke gemeinschaftlicher Beratungen zusammentreten müßten. Auf diese Weise, so hoffte er, würden eine ganze Reihe von Priestern in hervorragender Weise befähigt, um die Arbeiter aufzuklären, mit männlichem Mut und Gottvertrauen zu erfüllen und andererseits viele wohlgesinnte christliche Herzen für die Sache der Arbeiter zu interessieren und zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen.

Schon warf der Kulturkampf seine düsteren Schatten voraus, als im Jahre 1871 die Generalversammlung der Katholiken in Mainz tagte. In der ersten öffentlichen Sitzung sprach Bischof von Ketteler über den herrschenden Liberalismus und seine Prinzipien. Ihn machte er verantwortlich für die Folgerungen, welche die Sozialdemokratie daraus zog. „Hätte der Liberalismus in seinen Prinzipien recht," so sprach der Bischof, „dann hätte auch der Sozialismus in seinen Folgerungen recht." Die Erfahrung lehrt die Unfähigkeit des Liberalismus, den Sozialismus wirksam zu bekämpfen, denn der letztere hatte dem ersteren gegenüber die Konsequenz auf seiner Seite. Zur Bekämpfung des Sozialismus kennt daher der Liberalismus nur ein Mittel, den Polizeiknüppel, aber Ideen kann man nicht totschlagen, so wenig man das Unkraut ausrotten kann, wenn man es nur beschneidet, aber die Wurzeln pflegt, denen es erwächst. Der Liberalismus kann gegen den Sozialismus ebenso wenig ausrichten, wie ein pflichtvergessener Vater gegen seinen Sohn, zumal, wenn dieser ihm sagen kann: ich hab's ja von dir gelernt. Weder Liberalismus noch Sozia-

lismus können dem Arbeiter Schutz und Hilfe bringen. Das sozialistische Programm führt den Arbeiter aus dem Regen in die Traufe. Dort Sklaverei des Arbeiters im Dienste des Kapitals, hier Sklaverei des Arbeiters im Dienste des sozialistischen Staatsungeheuers, das jeder Freiheit ein Grab gräbt. Darum hat der Bischof recht, wenn er schreibt: „Wenn nun aber auch alle Phantastereien Wahrheit wären, und alles fettgefüttert würde in dem allgemeinen Arbeiterstaat, so möchte ich doch lieber in Frieden die Kartoffeln essen, die ich baue und mich mit dem Pelz der Tiere kleiden, die ich pflege, und dabei Freiheit haben, — als in der Sklaverei des Arbeiterstaates leben und fettgefüttert werden."

---

19. Der Bischof und das soziale Programm des Zentrums.

Immer war der Bischof an der Arbeit. Was er bereits in seiner Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum"*) betont hatte, was er schlicht und klar in seiner Rede auf der Liebfrauenheide ausgeführt hatte, das brachte er mit genauen Formulierungen in seiner Schrift zum Ausdruck „*Entwurf zu einem politischen Programm*," welche im Jahre 1873 im Drucke erschien. Im Artikel XII dieses Programms verlangt er „*Korporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes.*" Die Auflösung aller und jeder Organisation durch jene sogenannten Freiheiten, welche den Handwerkerstand seines goldenen Bodens beraubten und die Arbeiterschaft schutzlos der Ausbeutung durch das Kapital überantworteten, sollte entgegengearbeitet werden durch entsprechende Standes- und Berufsorganisationen.

Sein höchstes und teuerstes, seine Familie und sein Familienleben sollte dem Arbeiter erhalten, beziehungsweise wiedergegeben werden durch *gesetzlichen Schutz der Arbeiterkinder und der Arbeiterfrauen* gegen die Ausbeutung der Geldmacht.

Dem rollenden Kapital gegenüber, welches der Unternehmer beim Produktionsgeschäft einsetzt, wirft der Arbeiter ein ungleich wertvolleres Kapital in die Wagschale, nämlich seine Arbeitskraft. Es ist deshalb von wesentlicher Bedeutung, daß dieses

*) Mainz, Kirchheim 4. Aufl. 1890. Mit Vorrede von Dr. L. Windthorst. M. 1.—

Kapital nicht schonungslos verbraucht und der Arbeiter vor der Zeit arbeitsunfähig und brotlos gemacht wird. Das Maß der Arbeitszeit und damit das Maß der Arbeitskraft darf sich deshalb nicht ausschließlich nach den Nachfragen des Arbeitsmarktes richten, sondern hier muß auch die Gesundheit des Arbeiters ein gewichtiges Wort mitsprechen. Darum verlangt der Bischof gesetzliche Regelung der Arbeitszeit und die Sonntagsruhe. Niemand kümmerte sich in dieser Beziehung um den Industriearbeiter, bei Tag und Nacht, an Sonn- und Feiertagen wie an den Werktagen rauchten die Schlote der Fabriken. So geschah es, daß die Arbeiter einerseits aufs äußerste angespannt wurden, während andere feiern mußten. Sechs Sonntagsarbeiter ersetzen ja je einen Wochenarbeiter. Was lag daran, wieviele Arbeitskraft dadurch zugrunde gerichtet wurde, hunderte waren ja stets bereit, die Lücken auszufüllen. Wohl rief man dem Arbeiter zu: Du bist frei; wenn du nicht willst, kann dich niemand zwingen. Und doch war es einer, der die Arbeiter zwang, das Sklavenjoch zu tragen, das war der Hunger. Die vielgepriesene Freiheit des modernen Arbeitsvertrages erwies sich als jene Vogelfreiheit, deren Gesetz lautet: „Iß oder stirb!"

Dieses Elend erkannte der Bischof und legte offen die Krankheit dar, welche der Arbeiterschaft den Tod bringen mußte, und darum seine Forderung: Regelung der Arbeitszeit, Sonntagsruhe! Das war ein Aufschrei aus tausend und tausend Arbeiterherzen. Was wäre der Welt erspart worden in den 40 Jahren, die seitdem verflossen, wenn dieser Notschrei des Bischofs damals gehört worden wäre. Wir können es heute dem warmherzigen Arbeiterfreund im Bischofsgewand nachfühlen, wie tief es ihn bekümmern mußte, daß er tauben Ohren predigte.

Die Gesetze der Natur verlangen für die Gesundheit und Sittlichkeit des Arbeiters Luft, Licht und Sonne. Woher kommt es denn, daß die Schwindsucht die Arbeiterbevölkerung mordet; woher kommt die große Nervosität unseres

Geschlechtes? Von der Unzulänglichkeit der Arbeitslokale und von der Überanspannung der Arbeitskraft im Dienste der Maschine. Damit hängen die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter zusammen. Deshalb verlangt der Bischof in seinem Programm gesetzlichen Schutz für die Gesundheit und Sittlichkeit des Arbeiters bezüglich der Arbeitslokale. Schon im Jahre 1865 trug er sich mit dem Gedanken, Arbeiterwohnungen zu bauen, was allerdings in seiner Bischofsstadt, die ja eine enge Festung war, mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Damit aber diese gesetzlichen Bestimmungen nicht bloß auf dem Papier ständen, forderte Bischof von Ketteler die Anstellung von Inspektoren, welche die Ausführungen jener gesetzlichen Maßnahmen zu überwachen hätten.

Das war das Fundament, und das ist der wesentliche Inhalt unserer ganzen Arbeiterschutzgesetzgebung, welche das Zentrum zu seinem sozialen Programm machte. Leider war der Kulturkampf, der damals seine wildesten Orgien feierte, nicht geeignet, die Vorschläge des Bischofs im Reichstag zu Gehör zu bringen. Und so ist es geschehen, daß der Arbeiterstand mehr und mehr der Sozialdemokratie verfallen ist.

Unser Programm, so schrieb damals der Bischof, hat zwar keine Hoffnung, in der nächsten Zeit verwirklicht zu werden, wir richten aber unsere Handlungen nicht ein nach augenblicklichen Bedürfnissen und den Schwankungen des Zeitgeistes, sondern nach ewigen Prinzipien, welche allein den Frieden und das Glück der Völker begründen und nach Zeiten revolutionären Umsturzes endlich immer wieder zur Herrschaft gelangen.

Erst nachdem der häßliche Kulturkampf, jene dunkle Periode in der Geschichte des neuen deutschen Reiches, soweit beendet war, daß der Zugang zum Frieden eröffnet werden konnte, war auch die Fraktion des Zentrums frei geworden zu positivem Schaffen auf sozialem Gebiet. Am 19. März 1877 brachte das Zentrum als die erste aller Parteien einen Antrag auf gesetzlichen Arbeiterschutz ein, in welchem wir den von Bischof Ketteler

aufgestellten Forderungen begegnen. Ein Neffe des Bischofs, Graf Ferdinand von Galen, hatte die Ehre, den Zentrumsantrag einzubringen, der für die Folge seinen Namen trug. So kam die Sozialpolitik des Bischofs zu Ehren, und sein Programm ist das Erbe, welches die Zentrumsfraktion angetreten, das sie ausgebaut, und an dessen Verwirklichung sie bis dahin mit Erfolg gearbeitet hat.

---

20. Seine kirchenpolitische Wirksamkeit.

Man hat oft Herrn von Ketteler „den streitbaren Bischof von Mainz" genannt. Wenn damit gesagt sein soll, der Bischof von Mainz sei ein streitsüchtiger Herr gewesen, der jede Gelegenheit benutzt habe, um sich in literarische Fehden einzulassen und solche gewissermaßen vom Zaune zu brechen, so irrt man damit gründlich. Will man aber damit sagen, daß Bischof von Ketteler ein scharf beobachtender Wächter auf den Mauern Sions war, jederzeit bereit, die Gegner abzuwehren, so wollen wir den „streitbaren" Bischof gelten lassen.

Wie bei seiner sozialen Tätigkeit der Bischof stets das Wohl der Kirche und die aus seiner Stellung ihm erwachsende Pflicht im Auge hatte, so auch hier auf kirchenpolitischem Gebiete. So oft er nach dieser Richtung das Wort oder die Feder ergriff, wußte er meisterhaft die Verteidigung der Kirche zu führen und als katholischer Bischof seinen Standpunkt zu wahren. Daß er gerade auf kirchenpolitischem Gebiete eine führende Stellung im deutschen Episkopat einnahm, war das Ergebnis der tatsächlichen Verhältnisse, nicht aber ein Hervordrängen seiner Person. Sein kirchenpolitisches Wirken war der Ausfluß seiner Pflichttreue, in deren Dienst er seine ganze Kraft stellte. Die Überzeugung, daß die Kirche nur dann ihre segensreiche Wirksamkeit zum Heile der ihr anvertrauten Gläubigen entfalten kann, wenn sie frei ist, ließ ihn manches kräftige Wort reden und schreiben. Indessen handelte er stets in Übereinstimmung und in Fühlung mit dem übrigen Episkopat, wo dieses notwendig erschien.

Seit den Tagen der sogenannten „Kölner Wirren" war in Deutschland die Liebe für die Freiheit der Kirche in die weitesten Kreise des katholischen Volkes gedrungen. Unter diesem Einfluß war Ketteler seinerzeit in das Parlament in Frankfurt eingezogen. Möglichste Freiheit für alle, aber auch für die katholische Kirche, war sein Programm. „Bei der Kirche," so schrieb er später, „gedenke ich nur der Anstalt zur Erlösung und Beseligung der Menschen, und das kirchliche Interesse, das ich verfolgen wollte, ist die Freiheit der Kirche, um ihr die Mitteilung der ihr anvertrauten geistlichen Güter möglich zu machen."

Als ihm die Propstei St. Hedwig in Berlin übertragen werden sollte, erklärte er, nur aus den Händen der kirchlichen Vorgesetzten ein Kirchenamt annehmen zu können. In Sachen der Vermögensverwaltung dieser Kirche schrieb er dem Fürstbischof von Breslau, daß er nicht gewillt sei, „an dem Verbrechen sich zu beteiligen, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen sind."

Auf den bischöflichen Stuhl von Mainz berufen, betonte er bei der Eidesleistung vor dem Großherzog: „Ich werde in meinem hl. Amte aus allen Kräften bemüht sein, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist .... dagegen vertraue ich zu Euerer Königlichen Hoheit christlicher Gesinnung, daß Allerhöchstderen Wille oder Allerhöchstderen Gesetze nichts von mir verlangen werden, was den Gesetzen Gottes und der christlichen Ordnung seiner Kirche entgegensteht. Denn in diesem Falle werde ich allerdings sprechen müssen: ‚Das ist mir nicht erlaubt.'"

Gerade in der oberrheinischen Kirchenprovinz machte sich die Herrschaft der staatlichen Bevormundung der Kirche in einer unerträglichen Weise geltend. Die Erziehung des Klerus, die Anstellung der Geistlichen und selbst die Bischofswahlen lagen fast ganz in den Händen der Regierungen. Ketteler war durch seine ganze Vergangenheit als Verfechter kirchlicher Freiheit bekannt.

Darum setzte man in kirchlich gesinnten Kreisen auf den neuen Bischof große Hoffnungen. In einem Schreiben vom 17. Dezember 1850 hatte der Hl. Vater, Pius IX., ihm anbefohlen: „Wende alle deine bischöfliche Kraft und Wachsamkeit an, um die Sache der Kirche, deren Rechte und Freiheit mutig zu wahren und zu verteidigen." Der Bischof ließ es denn auch in der Folge an nichts fehlen, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. In einer Denkschrift stellten die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz ihre gemeinsamen Forderungen auf, und unter dem greisen Metropoliten Hermann von Vicari pflogen sie ihre Beratungen. Seine erste Schrift, welche von Ketteler als Bischof herausgab, behandelte „das Recht und den Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des oberrheinischen Episkopats und den gegenwärtigen kirchlichen Konflikt."

Indessen waren im Bistum Mainz die Beziehungen zwischen Staat und Kirche durch persönliches Wohlwollen der leitenden Staatsmänner und des Großherzogs erträglicher, obwohl auch hier Gesetze und Verordnungen der freien Wirksamkeit der Kirche ebenso entgegen waren, wie in den übrigen Bistümern. Der Bischof fand die Regierung zu Verhandlungen geneigt und brachte eine Konvention zustande, durch welche der Kirche wenigstens derjenige Raum gegeben wurde, welchen sie zur Erfüllung ihrer erhabenen Mission unbedingt notwendig hatte. Bei diesen Verhandlungen erklärte der Bischof: „Die Kirche will niemals einen Staat im Staate bilden, und kann es ihrem Dogma und ihrer Natur nach nicht wollen. Aber sie hält sich auch berechtigt, zu verlangen, daß nicht der Staat eine Kirche in der Kirche bilde in dem Glauben, unveräußerliche Majestätsrechte zu üben, das auf unmittelbar göttlicher Institution beruhende Regierungsrecht der kirchlichen Hierarchie an sich ziehen, und so prinzipiell und mehr oder weniger auch faktisch der Kirche innerstes Sein und Wesen angreife und vernichte."

Dank der Einsicht und Billigkeit der Regierung konnte

Bischof Ketteler unbehelligt seines Amtes walten, so daß ihm über zwanzig Jahre hinaus ein so segensreiches Wirken möglich war, wie wir es in diesen Blättern zu schildern versuchten.

Aber nicht bloß in Hessen, auch anderwärts war der Bischof von Mainz berufen, für die Freiheit der Kirche und ihre unveräußerlichen Rechte in die Schranken zu treten. So bei der Wahl eines neuen Erzbischofs von Köln nach dem Tode des Kardinals von Geissel, da er selbst auf der Kandidatenliste stand. Die Absicht der Staatsregierung ging dahin, durch ihren Einfluß auf die Bischofswahlen, das Kirchenregiment, das ihnen mühsam genug entwunden worden war, wieder in ihre Hände zu bekommen. Diese Absicht durchschaute der Mainzer Oberhirte gar wohl. Darum schrieb er an Kardinal Reisach: „Was man in offenem Kampfe nicht zu erreichen hoffen kann, nämlich die großen Erfolge der Kirche rückgängig zu machen, das sucht man jetzt auf anderem Wege zu erreichen, indem man den maßgebenden Einfluß bei den Bischofswahlen zu erstreben sucht." Bismarck war damals Ketteler nicht abgeneigt, aber es gelang den Kirchenfeinden, den König gegen den Bischof von Mainz derartig einzunehmen, daß er angeblich als „Ausländer" zweimal gestrichen wurde.

Als man aber dem Erzbischof von Posen einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge zu geben beabsichtigte, dachte man an den Herrn von Ketteler. Man wollte einen Mann nach Posen bringen, dessen Name als katholischer Bischof einen guten Klang hatte, der aber kein Pole war. Schon damals ließ sich die preußische Regierung einseitig von ihrer Germanisierungspolitik leiten, um freilich das Gegenteil von dem zu erreichen, was man erstrebte. Ketteler aber lehnte ab, da er nicht der Oberhirte eines Volkes sein wollte, dessen Sprache er nicht verstand, und die er in seinem Alter sich nicht mehr aneignen konnte, um mit seinen Gläubigen schriftlich und mündlich ungehindert verkehren zu können.

Seit Jahren hatte der Bischof von Mainz dem altehrwürdigen Erzbischof von Freiburg in dessen weitem Sprengel durch Firmungen und Visitationen ausgeholfen. Auf diese Weise war er in einem großen Teile der Erzdiözese bekannt und bei Klerus und Volk beliebt geworden. Der Erzbischof gab sich alle Mühe, den Bischof von Mainz zu seinem Koadjutor und Nachfolger zu erhalten. Alles schien nach Wunsch zu gehen, aber mit einem Male war jede Aussicht geschwunden. Im Jahre 1871 bei Gelegenheit der Firmung in dem schönen Städtchen Hirschhorn am Neckar sprach der Dekan des benachbarten badischen Ortes Dilsberg am Tische den Wunsch aus, der Bischof von Mainz möge Erzbischof von Freiburg werden. Darauf antwortete von Ketteler: „Ja, es waren einmal Verhandlungen über meine Ernennung zum Koadjutor von Freiburg (im Jahre 1867), und alles schien zum glücklichen Ende zu führen. Ich ging zur Audienz nach Karlsruhe. Allein am Tage vorher war Bismarck am dortigen Hofe, und über die Sache wurde nicht weiter mehr verhandelt. Und jetzt ist es vorbei." Bismarck war also nicht mehr für den Mainzer Bischof, in welchem er den unentwegten Verteidiger der Rechte und Freiheiten der Kirche kennen gelernt hatte.

Voll Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe war der Bischof gegen den Apostolischen Stuhl erfüllt. Er ließ keine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne diesen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Wiederholt schildert er seinen Diözesanen die Bedrängnisse des Hl. Vaters und fordert sie zu reichlichen Liebesgaben auf, wie die Einführung der St. Michaelsbruderschaft beweist. Er verteidigte die weltliche Herrschaft des Papstes, protestierte gegen den Raub des Kirchenstaates und sprach im Deutschen Reichstag für eine Intervention zugunsten des Papstes.

Ganz besonders bot der unselige Kulturkampf dem Bischof Gelegenheit, seine Stimme gegen die Vergewaltigung der Kirche zu erheben. In Hessen brachte die Regierung ein neues Volksschulgesetz zustande, wodurch der Kirche jeder Einfluß auf die Leitung der Schule entzogen, und die Konfessionsschulen in

sogenannte gemeinsame Schulen verwandelt wurden. Der Bischof protestierte durch Wort und Schrift, aber vergebens. Die Ordensschwestern mußten ihre Lehrtätigkeit an den Volksschulen einstellen, und in den Privatschulen wurden die religiösen Genossenschaften auf den Aussterbeetat gesetzt. Im September 1874 veröffentlichte die Regierung in Darmstadt fünf Gesetzentwürfe, durch welche der preußische Kulturkampf auch nach Hessen verpflanzt wurde. Der Bischof protestierte vom Standpunkt des Rechtes und der Freiheit. „Die katholische Kirche," so führte er in seinem Proteste aus, „kann leben und freudig und wohltätig wirken unter allen politischen Verhältnissen, unter allen staatlichen Verfassungen, wenn sie nur Freiheit gewähren. Möge man daher fortschreiten zu einer vollständigen Trennung von Kirche und Staat; wenn man nur redliche Freiheit auf allen Gebieten der Erziehung und des Unterrichtes gewährt, so wird die katholische Kirche dann vielleicht große materielle und selbst Seelenverluste erleiden, aber sie kann bestehen und leben. Dagegen unter einem Systeme, das ihr die von Gott verliehene Freiheit entzieht, sie und ihre Diener zu Werkzeugen der weltlichen Gewalt macht, die religiöse Erziehung selbst des Klerus, die Pflege katholischer Wissenschaft, die Entfaltung ihres religiösen Lebens, die Übung der christlichen Vollkommenheit unterdrückt und sie unter dem Schein katholischer Formen zu einem Zustande der Erniedrigung und innerlicher Dekatholisierung verurteilt — unter einem solchen System kann sie nicht bestehen. Sie hat da nur die Wahl zwischen allmählichem Untergang in schmachvoller Selbsterniedrigung oder dem Martyrium. Die Wahl des letzteren kann für einen Katholiken, für einen Bischof, der von der Göttlichkeit des Christentums und der Wahrheit seiner Kirche überzeugt ist, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein."

In einer Schrift „Der Kulturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Gesetzentwürfe für Hessen" legte er dem katholischen Volke das ganze Unrecht in der Behandlung der

Kirche dar und ermunterte alle gläubigen Christen, für ihre heiligsten Güter einzutreten. Heiden und Juden wie ehedem im Bunde wollen „durch Staatsgewalt und Staatsgesetze das mehr als tausendjährige Recht des christlichen Volkes vernichten und ihm gewaltsam den christlichen Glauben entreißen."

Mit blutendem Herzen mußte der Bischof die Verheerungen sehen, welche der Kulturkampf auf den verschiedensten Gebieten des kirchlichen Lebens anrichtete. Das Priesterseminar mußte als theologische Lehranstalt eingehen, die Knabenseminare wurden geschlossen, die verwaisten Pfarreien konnten nicht besetzt werden, der Bischof kam vor Gericht, und nur der Tod bewahrte ihn vor dem Schicksal seiner preußischen Mitbischöfe.

Allein nichtsdestoweniger war und blieb der Bischof von wahrer, edler Vaterlandsliebe erfüllt. Er fühlte sich als deutscher Bischof und gab diesem Gefühl in Wort und Schrift vielfachen Ausdruck. Für die Einigkeit der deutschen Fürsten und für Deutschlands Einheit und Macht trat er ein. „Über alles geht mir das deutsche Vaterland," schreibt er in seinem Werke ‚Deutschland nach dem Kriege von 1866,' „das deutsche Volk; nach der Religion ist es mir das Höchste, und ich bin daher auch bereit, ihm auch alle persönlichen Interessen und Anerkennung zu opfern." Mit bewunderungswürdigem Fernblick zeichnet er in diesem Werke die politische Entwicklung der Verhältnisse.

Dem neuen Deutschen Reiche brachte er die wärmsten Sympathien entgegen, aber er wünschte in die Reichsverfassung noch jene Grundartikel der preußischen Verfassung aufgenommen, welche die religiöse Freiheit garantieren.

Als die ersten Wahlen zum Deutschen Reichstag ausgeschrieben wurden, richtete der Bischof ein Schreiben an seine Geistlichen, in welchem er dieselben auf die hohe Bedeutung derselben hinwies. Wir müssen, so heißt es in diesem Schreiben, Abgeordnete wählen, welche Gesetze fordern, welche unser Gewissen für die Zukunft beruhigen und uns die Garantie bieten, daß wir Katholiken auch in dem neuen Deutschland nach unserem

heiligen, katholischen Glauben leben und nicht in unseren heiligsten Interessen von dem Belieben einer feindseligen Majorität abhängig werden. Diese Gesetze müssen deshalb auch in die Grundverfassung aufgenommen werden.

Er selbst ließ sich in dem 14. badischen Wahlkreis in den Reichstag wählen und schloß sich der Zentrumsfraktion an. Seinen Gedanken über die religiöse Freiheit, welche durch Übernahme der betreffenden Artikel der preußischen Verfassung in die des Reiches garantiert werden sollten, gab er in einer Rede am 3. April 1871 Ausdruck gegenüber den maßlos leidenschaftlichen Ausfällen des liberalen Professors Treitschke. Im Parlament und in der gegnerischen Presse fiel man über den Bischof her. Bei einer anderen Gelegenheit trat er für das direkte allgemeine und geheime Wahlrecht ein. Mit der ihm eigenen Kraft und Energie wandte er sich gegen den sogenannten „Kanzelparagraphen," womit der Kulturkampf eingeleitet wurde.

Allein Erfolg hatte der Bischof keinen, und nach der zweiten Session legte er sein Mandat nieder. Auch diese Erfahrung konnte ihn indessen nicht bestimmen, etwa seine vaterländische Gesinnung zu revidieren.

In einem Toast auf den Deutschen Kaiser bei Gelegenheit der 21. Generalversammlung gab der Bischof seiner vaterländischen, echt patriotischen Gesinnung einen schönen Ausdruck, indem er sprach: „Wir sind treue Untertanen, nicht je nachdem uns eine Regierung gefällt oder nicht, nicht nach unserem Belieben, nicht nach unserer Wahl, sondern wegen Gott und Gottes Gebot ... An Vaterlandsliebe wollen wir Katholiken wirklich keinem nachstehen."

Die bedeutendste Schrift des Bischofs ist wohl „Freiheit, Autorität und Kirche" aus dem Jahre 1862, in welcher er seinen kirchenpolitischen Anschauungen klaren Ausdruck verleiht. Freiherr von Ketteler war in der Tat ein echt katholischer und ein echt deutscher Bischof.

---

21. Der Bischof und das Vatikanische Konzil.

Schon im Jahre 1862 hatte Bischof von Ketteler dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß es wohl in der Absicht der göttlichen Vorsehung liegen könne, daß die wiederholten Versammlungen so vieler Bischöfe in der ewigen Stadt sich zu Kirchenversammlungen ausgestalten könnten. Außer dem Jahre 1862 hatte Pius IX. die Bischöfe des Erdkreises auch im Jahre 1867 zum Zentenarium der Apostelfürsten Petrus und Paulus eingeladen, sich möglichst zahlreich in Rom einzufinden. Von den Beschlüssen und dem Eindrucke solcher Synoden erhoffte der Bischof von Mainz viel Gutes für das kirchliche Leben der Zukunft. Bei der ebenerwähnten Feier kündete denn auch der Hl. Vater den versammelten Kirchenfürsten seinen Entschluß an, ein allgemeines Konzil demnächst einzuberufen.

Es läßt sich begreifen, daß diese Botschaft allenthalben mit großem Interesse aufgenommen und besprochen wurde. Von den Gläubigen wurde sie jubelnd begrüßt, und von Ketteler bezeichnete das bevorstehende allgemeine Konzil als „das wichtigste Ereignis des Jahrhunderts, wenigstens unter den aufbauenden, da die anderen mehr groß waren unter den niederreißenden."

Je näher aber der Termin der Eröffnung der Kirchenversammlung heranrückte, desto mehr machte sich in Deutschland eine große Erregung gegen die katholische Kirche und deren Oberhaupt geltend, welche besonders in der kirchenfeindlichen Presse und von unzufriedenen, mit dem Glauben der Kirche zerfallenen Gelehrten geschürt wurde. Namentlich lehnte man sich gegen das unfehlbare Lehramt der Kirche auf und dessen

ersten Vertreter, den Papst. Man wollte daher die Erhebung der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes zum verpflichtenden Glaubenssatz durch das Konzil verhindern. Zu diesem Zwecke wurden der Welt alle möglichen Schreckgespenste vor Augen geführt, und jenem Lehrsatz eine Bedeutung gegeben, die ihm gar nicht zukam, um auch die Politiker und Diplomaten einzunehmen. Nach dieser Richtung waren besonders die Agenten des Kaisers der Franzosen tätig, und die Freimaurer und Liberalen in Deutschland stießen in dasselbe Horn. Das Menschenmögliche wurde zur Verhetzung der Massen geleistet.

Da ergriff der Bischof von Mainz die Feder und schrieb in seiner klaren und eindrucksvollen Weise eine Broschüre: „Das allgemeine Konzil und seine Bedeutung für unsere Zeit." Mit Begierde griffen die Katholiken nach derselben, sie bot ihnen Aufklärung und Ermunterung zum Vertrauen in die göttliche Leitung der Heilsanstalt Gottes auf Erden. In dieser Schrift bekannte sich von Ketteler offen zu der Ansicht, „daß der Papst, wenn er in Glaubenssachen eine feierliche Entscheidung gibt, diese Entscheidung nicht häretisch, nicht irrig sein könne."

Dem Rufe des Hl. Vaters folgend, hatte der Bischof am 27. November 1869 die Reise nach Rom angetreten in Begleitung seines Neffen, des Grafen Max von Galen, und seines Sekretärs Dr. Raich.

Nach allem, was vorausgegangen war, mußte sich das Konzil mit der beregten Frage der unfehlbaren Lehrautorität des Papstes befassen, sollte dieser Streit nicht endlos fortgesetzt werden zum Schaden der Kirche und ihrer Wirksamkeit als Hüterin der Hinterlage des Glaubens. Die Finger einer einzigen Hand reichen hin, um diejenigen Konzilsväter zu zählen, welche sich gegen die Unfehlbarkeit des Papstes bei seinen die ganze Kirche verpflichtenden Entscheidungen in Glaubens- und Sittenlehren aussprachen. Dagegen gab es eine Anzahl Bischöfe, welche die Erklärung jenes Dogmas durch die Vatikanische Kirchenversammlung nicht für zeitgemäß hielten, weil sie davon

eine Schädigung kirchlicher Interessen fürchten zu müssen glaubten. Zu diesen Vätern des Konzils gehörte auch Bischof von Ketteler, welcher in ernster und würdiger Weise die Ansicht der Minorität vertrat und auch auf die Majorität einen tiefen Eindruck machte.

Die Tatsache, daß das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht sofort mit allgemeiner Zustimmung in der Versammlung der Kirchenväter angenommen wurde, lag sicher im Plane der göttlichen Vorsehung. Dadurch wurde diese wichtige Glaubenslehre, welche den Schlußstein in der Lehre von der Lehrautorität der Kirche bildet, nach allen Seiten hin gründlich erörtert und als echt katholische Lehre dargetan.

Die Verhandlungen hatten sich sehr in die Länge gezogen. Kriegsgerüchte schwirrten bereits durch die Luft, Bischof Ketteler hatte sich daher Urlaub erbeten und diesen auch erhalten. Vor der Abstimmung über das Unfehlbarkeitsdogma reiste er mit den deutschen Bischöfen ab. Dieselben wollten nicht einfach mit „Ja" stimmen, sie wollten aber auch andererseits die Einstimmigkeit der Konzilsväter nicht vereiteln, daher verließen sie die ewige Stadt. Bei seiner Abreise aber ließ der Bischof von Mainz durch seinen Neffen dem Hl. Vater ein Schreiben überbringen, in welchem er seine vollständige Unterwerfung unter die Beschlüsse des Konzils anzeigte.

Ob dieses Verhaltens wurden die deutschen Bischöfe, und der Bischof von Mainz insbesondere, von der gegnerischen Presse wie auch auf der Tribüne des Reichstags heftig angegriffen. Man erlaubte sich den nach Pflicht und Gewissen handelnden Kirchenfürsten Wankelmütigkeit und Feigheit vorzuwerfen. Es war Recht und Pflicht der Bischöfe, auf dem Konzil ihre Bedenken geltend zu machen, es war aber auch Recht und Pflicht, sich der Entscheidung des Konzils zu unterwerfen. Wären die Bischöfe abtrünnig geworden und in der Opposition verharrt, dann freilich hätten sie Beifall und Anerkennung in den Reihen der Feinde gefunden. Dafür waren aber die Bischöfe nicht zu

haben, die später lieber Kerkerhaft und Verbannung hinnahmen, als daß sie der Kirche untreu geworden wären.

Schlagfertig wie immer verteidigte der Bischof von Mainz sich und seine Amtsbrüder. „Um von mir persönlich zu reden," so schrieb er im September 1870, „so glaubte ich in allen Vorverhandlungen nur zwei Pflichten erfüllen zu müssen: erstens mir unter Gebet und Studium ein möglichst richtiges Urteil über die obschwebenden Fragen zu bilden; zweitens das, was ich auf diesem Wege als wahr erkannt hatte, mit der größten Entschiedenheit auszusprechen. Beide Pflichten glaube ich erfüllt zu haben." Und er hatte sie in der Tat redlich erfüllt. Das bezeugen ihm alle, auch diejenigen Konzilsväter, welche seiner Ansicht entgegen waren, und die ihm alle ihre Hochschätzung und Freundschaft bewahrten. Ein Vertrauter aus seiner Umgebung schrieb von ihm, „daß er nicht nur gebetet, sondern glühend gefleht habe."

In einem gemeinsamen Hirtenschreiben erklärten später 17 in Fulda versammelte Bischöfe, von Ketteler unter ihnen, daß das Vatikanische Konzil ein rechtmäßiges und seine Beschlüsse für alle Katholiken verpflichtend seien. Im Januar 1871 aber gab der Mainzer Oberhirte eine Broschüre heraus über „Die Entscheidungen des Vatikanischen Konzils und das unfehlbare Lehramt der Kirche." Wiederholt erklärte er, daß das Konzil nichts anderes gelehrt habe, als was die katholische Kirche immer geglaubt und gelehrt habe, wenn auch diese Lehre nicht ausdrücklich als Glaubenssatz dargestellt worden sei. Gerade durch sein Verhalten nach dem Konzil zeigte sich der Bischof so recht in seiner Treue gegen die Kirche und gegen deren Oberhaupt. Er bewies dadurch, daß der Eifer, mit dem er in seiner Diözese gewirkt, seiner innersten Überzeugung entsprang, daß die Kirche vom Heiligen Geiste geleitet und regiert werde. Ja, es war keine Phrase, als der Bischof bei seinem Amtsantritt erklärte, daß er sich selbst in allem der Kirche unterwerfen und ihren Satzungen folgen müsse.

Vielfach hatte man geglaubt, die Vorgänge auf dem allgemeinen Konzil hätten verstimmend auf den Bischof gewirkt, als ob dadurch seine Anhänglichkeit und Liebe zum Apostolischen Stuhle und zum Papste gelitten habe. Das ganze Verhalten des Bischofs aber beweist die Grundlosigkeit dieser Vermutungen. Keinen Augenblick war es ihm in den Sinn gekommen, anderen Gefühlen Raum zu geben, als dem kindlicher Treue und Hingebung gegen den Stellvertreter Christi, wodurch er sein ganzes Leben lang sich ausgezeichnet hatte.

22. Am Abende seines Lebens.

Schön ist der Sonnenaufgang, wenn aus den Purpurwolken des Morgenrotes die goldenen Sonnenstrahlen hervorbrechen, und das große Erwachen der Natur beginnt. Es weicht die Nacht mit ihrer Finsternis und mit ihrem Frost, es löst sich die Erstarrung, das Leben beginnt sich zu entfalten, und die Regimentsmusik unseres Herrgotts, die gefiederten Sänger, beginnen ihr Konzert im Wetteifer mit der Harmonie der Sphären.

Einem solchen vielverheißenden Sonnenaufgang vergleichbar ist der Beginn der Wirksamkeit von Kettelers, nachdem er den Hirtenstab des heiligen Bonifatius ergriffen hatte. Licht und lichter ward es in der Diözese, die trostlose Nacht mit der Finsternis und der Nacht bureaukratischer Bevormundung, die sich über die Kirche gelagert hatte, schwand je länger desto mehr. Neues Leben kam allenthalben zum Vorschein, die Mainzer Kirche feierte ein frohes Ostern mit mächtigem Alleluja.

Diese Auferstehungsfreude fand einen herrlichen Ausdruck in der großartig verlaufenen Feier des 1100. Gedächtnistages des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, im Juni 1855. Das ganze katholische Deutschland feierte mit in Fulda, wo der Heilige begraben, und in Mainz, wo er sein Werk vollendet, die Festigung der katholischen Kirche in unserem Vaterland durch die innige Verbindung derselben mit dem Mittel- und Einheitspunkte der Christenheit. Eine ausführliche Beschreibung jener katholischen Feier, wie sie bis dahin in Deutschland noch selten geschehen, kann hier selbstverständlich nicht folgen, aber auch in einer gedrängten Lebensbeschreibung des großen Bischofs darf sie nicht unerwähnt bleiben. Gegen 50000 Fremde waren in der Festoktav nach Mainz gekommen, und zum Schlusse der

Feier am 14. Juni bewegte sich eine unabsehbare Prozession mit 14 Bischöfen in ihrer Mitte durch die Straßen nach dem Dom.

Das war ein herrlicher Sonnenaufgang, der immer reicheres Leben weckte und aus dem Schoße der Kirche immer neue Blüten hervorlockte unter der sorgsamen Pflege des Mainzer Oberhirten.

Schön ist aber auch der Sonnenuntergang, wenn das scheidende Tagesgestirn noch einmal alle die Herrlichkeiten der Natur vergoldet. Einem solchen Sonnenuntergang möchte ich den Lebensabend eines Mannes vergleichen, der sich ausgewirkt hat und mit dankbarer Liebe zum Geber alles Guten aufblickt, welcher seine Arbeiten gesegnet und fruchtbar gemacht hat. So war das Bischofsjubiläum des hochseligen Mainzer Bischofs am 25. Juli 1875 eine Jubelfeier, so freudig, wie sie nicht schöner gedacht werden kann, und doch so eigenartig, denn schon warf der Kulturkampf seine düsteren Schatten voraus. Am Morgen des Festtages war nämlich die erste Pfarrei der Diözese durch den Tod ihres Seelsorgers verwaist worden. Noch einmal beleuchtete die Sonne alle Werke des eifrigen Bischofs, die er ein Vierteljahrhundert hindurch geschaffen, gepflegt und gehütet hatte, und denen nun der kalte Nachtfrost drohte.

Aber diese wehmütige Stimmung trat mehr in den Hintergrund, das katholische Volk der Diözese und weit über deren Grenzen hinaus jubilierte voll Dank gegen Gott und den kraftvollen Bischof, dem noch ein langes Leben beschieden zu sein schien. Man muß es miterlebt haben, dieses Jubelfest, um sich einen Begriff machen zu können von der allgemeinen Teilnahme an dem Ehrentage des Bischofs. Die Stadt Mainz prangte im Festschmuck, den auch die verlorensten Gassen und Gäßchen angelegt hatten. Scharenweise kamen die Fremden herbei von nah und fern, die nach Tausenden und aber Tausenden gezählt wurden. Ganz Mainz schien in diesen Tagen ein Herz und eine Seele zu sein. Orden und Auszeichnungen von weltlichen

Fürsten erhielt der Bischof allerdings nicht, aber der erste, der seinen Festgruß sandte, war der Hl. Vater, und mit ihm die Bischöfe aus Deutschland und selbst aus fernen Ländern. „Nicht bloß das Bistum Mainz," so schrieb der Bischof von Regensburg, „sondern die ganze katholische Kirche hat Grund, Gott zu danken für den apostolischen Eifer, für die treue Wachsamkeit und den unerschütterlichen Mut, wodurch der Mainzer Oberhirte seit 25 Jahren die ganze katholische Welt mit Bewunderung erfüllt."

Der rheinisch-westfälische Adel, viele hervorragende Männer und Parlamentarier, Windthorst an der Spitze, weilten während der Festtage in Mainz. Alle Veranstaltungen nahmen einen großartigen Verlauf. Der Dom konnte die Menge nicht fassen, als das festliche Pontifikalamt des Jubilars stattfand. Tausende mußten umkehren, als am Nachmittag des 25. Juli Bischof von Haneberg aus Speier die Festpredigt hielt. Ebenso stark war der Zufluß der Menge am folgenden Tage.

Auch die gegnerischen Zeitungen hatten ihre Berichterstatter geschickt und brachten längere Festberichte. Den Wünschen der katholischen Presse aber gaben die Vertreter der „Germania" Ausdruck in dem freudigen Bewußtsein, daß der Bischof in seltener Weise allen denen, welche auf politischem Felde, insbesondere auf dem Gebiete der Presse, unseren hl. Glauben zu verteidigen und zu fördern sich bemühen, ein leuchtendes Vorbild geworden ist. Bischof Ketteler kannte die große Bedeutung der Presse und war deshalb für die Verbreitung derselben sehr bemüht, hatte er doch in seinem Hirtenschreiben oft vor der unchristlichen Presse gewarnt und die katholischen Zeitungen aufs wärmste empfohlen. Nicht unerwähnt soll hier das geflügelte Wort bleiben, welches der Bischof geprägt, da er mit den Geistlichen des Dekanats Oberingelheim sich über die Wichtigkeit der Presse unterhielt: „Wenn der hl. Paulus heute lebte, würde er eine Zeitung herausgeben."

Von allen Seiten erschienen Deputationen, um dem Bischof

ihre Glückwünsche darzubringen. Neben dem Trinkspruch, den Windthorst beim Festmahl auf den „streitbaren Bischof" ausbrachte, war die Ansprache des Domdekans Heinrich wohl die gelungenste nach Form und Inhalt. Er entrollte in kurzen Worten ein herrliches Bild der gesamten Wirksamkeit des Oberhirten, ein Bild, wie es nur Liebe, Verehrung und tiefes Verständnis für die Tätigkeit des großen Mannes zeichnen konnte. „Da man ohne Licht nicht leuchten und ohne Salz nicht salzen kann," so führte er aus, „haben Sie Ihre erste und vorzüglichste Sorgfalt darauf gerichtet, den Klerus nach den Vorschriften der Kirche zu erziehen, ihn durch die Mittel der Kirche zu heiligen und nach den Anordnungen der Kirche den katholischen Gemeinden glaubensfeste, fromme und eifrige Seelsorger zu geben. Und so verdanken wir Ihnen nächst Gott die Erneuerung unseres Seminars, dieser alten Pflanzstätte heiliger Wissenschaft und priesterlichen Lebens, die Konvikte, die jährlichen Priesterexerzitien." Dann erwähnte er die umfassende Fürsorge des Bischofs für die Jugend, für das christliche Volk, für die Armen und die Orden. Mit Begeisterung wies er hin auf das Beispiel des apostolischen Hirten, der zuerst selbst getan, was er gelehrt, selbst geübt, wozu er ermahnt, selbst beobachtet, was er verordnet habe. Das waren herrliche Worte, welche der Gefeierte herzlich erwiderte.

Das ganze Fest bewies, daß der Bischof im Herzen des katholischen Volkes lebte. So herzlich und innig, so wahr und aufrichtig konnten nur Kinder ihrem geistigen Vater gratulieren.

Die Auffassung aber, welche der Bischof selbst von allen diesen Kundgebungen hatte, brachte er in den Worten zum Ausdruck, mit welchen er den Hl. Vater, Pius IX., feierte. „Alles Segensreiche, Menschenfreundliche und Wohltuende des bischöflichen Amtes entstammt dem unsichtbaren Fundament des kirchlichen Organismus, Christus. Dessen sichtbarer Stellvertreter aber ist der Papst. Je inniger wir uns an ihn anschließen, der Bischof wie jedes Glied dieses Organismus, desto

reicheren Anteil haben wir an diesen Gnaden. Je mehr die Welt ruft: Los von Rom, desto herzlicher und inniger wollen wir rufen: Verbunden mit Rom!"

Einen würdigen Abschluß fand die Jubiläumsfeier durch die Aufrichtung des Kreuzes auf dem neuen Westturm des Domes. Der Bischof segnete das Kreuz und sprach den Wunsch aus, daß auch die spätesten Geschlechter noch dem Kreuze treu bleiben möchten und dem Christentum in der hl. katholischen Kirche. Tausende und Tausende hatten auf dem Liebenfrauenplatz sich versammelt und unbeschreiblich war der Jubel, als die Menge beim Anblick des Kreuzes auf der Höhe des Turmes den Ambrosianischen Lobgesang anstimmte: „Großer Gott, wir loben dich."

Wohl versuchten einige verbissene Gegner, aus Anlaß des Festes den Bischof zu schmähen, doch ließ er sich dadurch die Freude nicht verderben, verfehlte aber nicht, nachher jene Anwürfe gebührend zurückzuweisen. „Es war ein eigenes Fest," so schrieb er im August, „auf der einen Seite so herzlich wie möglich, auf der anderen in dem Augenblicke gefeiert, wo alles mit Zerstörung bedroht ist, was ich etwa Gutes in den 25 Jahren geschaffen habe."

Mehr und mehr machte sich jetzt der Kulturkampf fühlbar. Als der Bischof in Oggersheim bei der Säkularfeier der dortigen Kirche gepredigt hatte, brachte ihm der kulturkämpferische bayerische Minister von Lutz das Allerhöchste Mißfallen Seiner Majestät des Königs von Bayern zur Kenntnis, weil der Bischof ohne Königlich bayerische Erlaubnis funktioniert habe.

Der Magistrat der Stadt Münster hatte ihrem großen Sohn zu dessen Jubelfeier herzlich gratuliert. Dafür nahm ihn der Oberpräsident von Kühlwetter in Disziplinarstrafe wegen der notorisch staatsfeindlichen Gesinnung des Bischofs. Als dieser in einer energischen Erklärung den Vorwurf der Staatsfeindlichkeit zurückwies, wurde er trotz glänzender Verteidigung wegen Beleidigung mit 200 Mark Geldstrafe belegt.

Die Altkatholiken suchten nun auch in die Mainzer Diözese einzubrechen, und die Kulturkampfgesetze waren auch in Hessen sanktioniert worden. „Möge Gott mir Gnade geben," so schrieb damals der Bischof, „sein Wort immer vor Augen zu haben, daß der Knecht nicht mehr ist, als der Herr." Unermüdlich war der Bischof tätig durch Wort und Schrift, seine Diözesanen und das katholische deutsche Volk über die Vergewaltigung der Kirche durch die einseitige staatliche Gesetzgebung aufzuklären. Ganz besonders eindringlich aber ermahnte er die Eltern, in diesen schweren Zeiten ihrer Pflichten gegen die Kinder eingedenk zu sein. „Die Väter," so sprach er, „kann man nicht sperren, und die Mütter können nicht exiliert werden. Die Eltern brauchen keine staatlichen Examen zu machen, und es bedarf zu ihrer Anstellung als Religionslehrer ihrer Kinder keiner Anzeige und keiner staatlichen Bestätigung." Der Bischof betrachtete mit Recht die christliche Familie als das Bollwerk der Religion, darum ermahnt er immer zur Pflege des christlichen Familienlebens, je schwerer es der Kirche gemacht würde, die Jugend zu lehren und zu erziehen.

Es kam nun die schmerzlichste Lage und die schwerste Zeit, welche über den guten Bischof kommen konnte. Im Mai 1876 stand er zum erstenmal vor Gericht. Das wollte dem gläubigen Volke nicht in den Sinn, den Bischof vor Gericht erscheinen zu sehen wie einen Missetäter. Noch erinnert sich der Verfasser dieser Blätter lebhaft einer Szene, die sich vor dem Großherzoglichen Obergericht hier abspielte. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, füllte die Menge den Saal. Lautlose Stille herrschte. Den Vorsitz führte Obergerichtsrat Knyn und als Staatsanwalt fungierte Generalstaatsprokurator Schalck, ein ausgezeichneter Katholik. Dem Bischof ward alle Achtung zuteil seitens des Gerichtshofes. Man hatte einen Sessel bereit gestellt, und an seiner Seite nahm der Verteidiger, Dr. Dumont, später Oberbürgermeister von Mainz, Platz. Der Ankläger des Bischofs schien mehr dessen Verteidigung zu führen, als seine Verurteilung

zu betreiben. Man fühlte aus allem heraus, wie lästig es den Richtern war, vor eine so undankbare Aufgabe gestellt zu werden, Recht zu sprechen nach Gesetzen, die eine Verletzung aller Gerechtigkeit in sich schlossen.

Mit wunderbarer Ruhe in hoheitsvoller Würde antwortete der Bischof auf die an ihn gestellten Fragen. Er nahm die volle Verantwortung für seine unter Anklage gestellten bischöflichen Amtshandlungen auf sich und führte neben seinem Rechtsanwalt seine Verteidigung in wahrhaft glänzender Weise. Indessen wurde der Bischof mehrmals zu Geldstrafen verurteilt. Er appellierte an das Obergericht, und mit der Verurteilung hatte der Gerichtshof keine Eile. Das war es aber auch, was bei dem ganzen Kulturkampfe das innerste Empfinden des Bischofs aufs tiefste verletzte, daß der Staat, der geborene Schützer des Rechtes, zum Unterdrücker und Verfolger des Rechtes sich aufgeworfen hatte. Allein bei allem Wohlwollen des Landesherrn und trotz der vortrefflichen Gesinnung der Beamten wäre der Bischof dem Schicksal seiner bischöflichen Amtsbrüder in Preußen nicht entgangen, wenn Gott es nicht anders gefügt hätte.

Mit verdoppeltem Eifer waltete nun von Ketteler seines bischöflichen Amtes. Bei seinen Firmungsreisen ließ er es an eindringlichen Ermahnungen an die Gläubigen nicht fehlen. In den Grenzorten der Diözese verweilte er mit Vorliebe, dahin kamen aus den verwaisten Diözesen zu Hunderten die Firmlinge unter Führung ihrer Seelsorger. Er weihte für die fremden Diözesen, die ihrer Oberhirten beraubt waren, die heiligen Öle, und wiederholt kamen die fremden Priesterkandidaten nach Mainz, um durch ihn die heiligen Weihen zu empfangen.

Aber der Bischof war kein Jüngling mehr, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er in jenen Tagen seinen Kräften zu viel zugemutet hatte. Er war, ohne daß man es ahnte, am Abend seines Lebens angekommen.

23. Die letzte Romfahrt.

Alle seine Kräfte weihte der Bischof der Auferbauung des geheimnisvollen Leibes Christi in seiner Diözese; mit ganzer Seele aber hing er am Apostolischen Stuhle, nach dessen Weisung er in allem die Regierung seines Sprengels einrichtete. Darum blieb er stets in innigster Vereinigung mit dem Stellvertreter Christi. Wie ein anderer heiliger Cyprian betonte er oft und belehrte darüber seine Herde: „Wo Petrus ist, da ist die Kirche." Auch schätzte er die Person des Nachfolgers Petri auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom, Pius IX., gar sehr, dessen väterliche Liebe und Güte er nicht genug zu rühmen wußte. Schrieb er doch nach seiner zweiten Rückkehr von Rom: „Die ganze Persönlichkeit des Hl. Vaters ist ein vollendeter Ausdruck väterlicher Liebe, Güte und Milde. Es ist unmöglich, ihm zu nahen, ohne von seinem liebevollen Wesen aufs tiefste ergriffen zu werden."

Ein schönes Zeichen dieser treu katholischen Gesinnung ist die letzte Romfahrt des Bischofs, von der er leider nicht mehr lebend zurückkehren sollte.

Fünfmal war er während seines Pontifikates über die Alpen gezogen, sei es, um sich Rat und Weisung für seine Amtsverwaltung zu holen, sei es, um dem Rufe des Hl. Vaters zu folgen, oder aber um seiner Verehrung für den obersten Hirten der Kirche Ausdruck zu geben.

Zum ersten Male trat von Ketteler seine Reise zum Grabe der Apostelfürsten an im November 1854. Damals legte er das Resultat seiner mit der hessischen Regierung gepflogenen Verhandlungen über die Beziehungen zwischen der Kirche und der

Staatsgewalt vor, um dafür die Gutheißung des Heiligen Stuhles einzuholen. Sein Aufenthalt zog sich damals länger, als es beabsichtigt war, hinaus, aber der Bischof benutzte die Gelegenheit, um die Heiligtümer der ewigen Stadt, das römische Volk und dessen Leben und Treiben kennen zu lernen. Erst im April 1855 kehrte er nach Mainz zurück.

Zum zweiten Male weilte er in der Hauptstadt der Christenheit im Jahre 1862 aus Anlaß der Heiligsprechung der japanischen Märtyrer. In seiner harten Bedrängnis war es dem Hl. Vater ein Trost, die Bischöfe des Erdkreises in größerer Zahl um sich versammelt zu sehen. Wie aber hätte ein Ketteler dem Papste und sich selbst diesen Trost versagen können, da er doch selbst so viel Erbauung in Rom gefunden; überdies erfreute sich von alters her Mainz des Ehrentitels einer besonderen Tochter der römischen Kirche.

Fünf Jahre später, im Juni 1867, folgte er wiederum der Einladung des Stellvertreters Christi zum Zentenarium des Todes des Apostelfürsten. Zum Abschied hatte sich eine große Volksmenge am Bahnhof eingefunden, die dem geliebten Oberhirten eine glückliche Heimkehr wünschte. Hochbefriedigt von der glänzenden Feier war er zurückgekehrt. Kraft besonderer Vollmacht spendete er am Feste Maria Himmelfahrt im hohen Dom den Apostolischen Segen, nachdem er an den drei vorausgegangenen Abenden über die Kennzeichen der Kirche gepredigt hatte. Immer freudiger und inniger sollte das katholische Volk beten lernen: „Ich glaube an eine heilige, katholische und apostolische Kirche."

Seine vierte Romreise galt der Teilnahme am Vatikanischen Konzil, wovon bereits eingehender die Rede war.

Die letzte Romfahrt machte er zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum Pius' IX. Es war am 8. Mai 1877 abends, als er seine bischöfliche Residenz verließ. Ohne besondere Einladung, auf die Nachricht hin, der Bischof geht heute abend nach Rom, war eine ungezählte Menge katholischer Männer und Frauen,

Gläubige aus allen Ständen zum Bahnhof gekommen, die in laute Hochrufe ausbrachen, als der Wagen mit dem Bischofe ankam. Es kostete ihn Mühe, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, denn jeder wollte ihm noch einmal die Hand küssen und seinen Segen empfangen. Es war, wie wenn die Menge es geahnt hätte, daß es ein Abschied fürs Leben sei, so ergriffen waren viele, und selbst der Bischof schien von gewissen Ahnungen nicht frei zu sein, zumal er sich auf seiner letzten Firmungsreise ein Unwohlsein zugezogen hatte.

Indessen ging die Reise glücklich vonstatten. Am 11. Mai kam er in Rom an und nahm in der Anima, dem Nationalhospiz der Deutschen, Wohnung. Noch am Abende machte er mit dem Rektor des Hauses einen Gang durch einige Straßen und sprach wiederholt seine Befriedigung darüber aus, daß er die Reise unternommen habe. „Ich kann Ihnen nicht sagen," so sprach er zu seiner Begleitung, „wie glücklich ich mich fühle, so oft ich in Rom bin." Ja, er muß die Römer gern gehabt haben, der Mainzer Bischof, denn viel Lobenswertes hat er vom römischen Volke erzählt, seine besonderen Freunde waren die Armen, die Bettler und die Buben. Man kannte ihn auch in diesen Kreisen, und nie ging er aus, ohne Münze mitgenommen zu haben, die er dann austeilte. Gleich am folgenden Morgen verrichtete er seine Andacht an dem Grabe der Apostel in St. Peter, wo er lange und innig betete. Ach, er hatte so vieles zu sagen und zu klagen von der großen Bedrängnis der Kirche in Deutschland, von der Verwüstung, welche die Verfolgung der Kirche bereits angerichtet, und die seiner eigenen Diözese noch bevorstand. Diese letzte Romfahrt des Bischofs gestaltete sich zu einer frommen Pilgerfahrt im wahren Sinne des Wortes. Eifrig besuchte er die heiligen Stätten und freute sich, anderen Führer sein zu können. Er machte die weiten Wege meist zu Fuß, zumal an den Nachmittagen wanderte er betend von einer Kirche zur anderen.

Eine besondere Freude verursachte dem guten Bischof das

Wiedersehen so vieler Amtsbrüder, welche mit ihm die Konzilsarbeiten geteilt hatten. Auch jene, die nicht seiner Meinung damals gewesen, hatten ihm ihre Hochschätzung bewahrt und begrüßten ihn mit herzlicher Freude. Sie kannten die echt katholische Gesinnung des Bischofs und wußten die Beweggründe seiner Handlungsweise zu schätzen; sie wußten ja auch, wie eifrig der Bischof das Konzil und seine Entscheidungen den Kirchenfeinden gegenüber verteidigt hatte.

Am 6. Sonntag nach Ostern hielt er in der deutschen Nationalkirche eine ergreifende Predigt über das Zeugnis, das wir alle für Christus ablegen müssen. Als er im Eingang seiner Rede der deutschen Bekennerbischöfe gedachte, erstickten Tränen seine Stimme. Alles war tief ergriffen von den Worten des Bischofs, welcher den Glauben an Gott und seinen eingeborenen Sohn als die Grundlage der ganzen sittlichen Weltordnung darstellte.

Die größte Freude aber bereitete dem Bischof der Heilige Vater selbst durch die liebevolle Aufnahme und die hohe Auszeichnung, die er bei demselben fand. Ketteler wollte dem in jenen Tagen so sehr in Anspruch genommenen Papste nicht lästig fallen durch eine Privataudienz, um die er später zu bitten gedachte. Am 17. Mai aber erteilte der Heilige Vater den Deutschen eine allgemeine Audienz. Derselben wohnte auch der Bischof von Mainz bei. Als die Deputation der Mainzer genannt wurde, da fragte der Papst: Wo ist Bischof Ketteler? Der Bischof war inmitten der Teilnehmer, aber Pius IX rief wiederholt seinen Namen, bis der Gerufene vor ihm stand. Nach der großen Audienz unterhielt sich der Papst mit dem Mainzer Bischof in liebenswürdigster Weise und erinnerte ihn an seine Erhebung auf den Mainzer Bischofsstuhl vor 27 Jahren. Wiederholt sprach er seine Freude aus, ihn zu sehen. Noch am selben Abend hatte er eine Privataudienz, in welcher er mit dem Hl. Vater allein sprach und später seine Begleiter vorstellte. Hochbeglückt von der Huld des Nachfolgers Petri kam er in sein

Quartier zurück. Unter Teilnahme an den mannigfachen Veranstaltungen und Versammlungen aus Anlaß der päpstlichen Jubelfeier und dem Besuche der zahlreichen Gebetsstätten der ewigen Stadt verstrich rasch die Zeit. Von einem Ausflug nach Monte Cassino, der Geburtsstätte des Benediktinerordens, nach Rom zurückgekehrt, verließ er am 3. Juli die ewige Stadt mit der wiederholten Versicherung, daß er sich glücklich fühle, wieder in Rom gewesen zu sein.

Es war das letztemal, daß er den ehrwürdigen Greis auf dem Stuhle Petri gesehen, und es begreift sich, in welcher Stimmung der Bischof den Vatikan verließ. Seine letzte Romreise hatte dem innersten Bedürfnis seines Herzens entsprochen, sie war aber auch unter den damaligen Verhältnissen ein lautes Bekenntnis seiner unwandelbaren Treue gegen die Kirche und ihr Oberhaupt am Abend seines tatenreichen Lebens.

Jetzt drängte es den Bischof zur Heimkehr. Es gab ja so vieles zu tun in der eigenen Diözese und in der Nachbarschaft derselben. Schon hatte er einen Plan für seine Firmungsreisen entworfen. War man mit Spannung allen Nachrichten gefolgt, die ans Rom nach der Heimat gelangten, so erwartete man jetzt freudig die Heimreise des geliebten Oberhirten. Nach einigen Besuchen in Fiesole, wo er den General des Jesuitenordens begrüßte, sowie in Tirol, sollte die eigentliche Heimreise angetreten werden. Es war allerdings eine Heimreise, aber ihr Ziel war die ewige Heimat, die der Bischof nach Gottes heiliger Vorsehung in der Fremde, im einsamen Kapuzinerkloster zu Burghausen, antrat. Vergeblich harrten die Mainzer ihres Bischofs, als Leiche nur sollten sie ihn heimführen.

24. Krankheit und Tod.

Frohen Mutes, aber bereits fieberkrank, verließ der Bischof mit seinem Diener, nachdem er sich von seiner Umgebung verabschiedet hatte, die ewige Stadt. In Florenz hatten die Reisenden Station gemacht, um am folgenden Tag nach Meran zu fahren, wohin der Bischof einer Einladung des Erzherzogs Ludwig Viktor folgte. Als er hörte, daß der Pfarrer daselbst krank darniederliege, suchte ihn der Bischof auf, um ihn zu trösten und ihm den bischöflichen Segen zu geben. Auch einen kranken Priester seiner Diözese wollte er besuchen, von dem er zu seiner Freude hörte, daß seine Gesundheit sich soweit gekräftigt habe, daß er bereits einen größeren Ausflug hatte machen können. Sehr erschöpft kam er am 7. Juni in Innsbruck an, wo er am folgenden Tage, am Feste des göttlichen Herzens Jesu, die heilige Messe feierte. Bei seiner Abreise traf er, freudig überrascht, einen Mainzer am Bahnhof, den unermüdlichen Kämpfer für die katholische Sache, Johann Falk III. Derselbe war mit seiner Gemahlin ebenfalls in Rom gewesen und nun auf der Heimreise begriffen.

Noch einen Freund, der den Bischof schon vorher vergeblich erwartet hatte, wollte er besuchen, nämlich den Freiherrn Klemens von Korff, jetzt Kapuziner in Burghausen. Er fühlte sich zwar unwohl, allein er schrieb das den Folgen des römischen Klimas zu; auch wollte er den alten Freund noch einmal im Gewande des hl. Franziskus sehen, überdies führte der Weg über das ihm so teuere Altötting. Das waren Veranlassungen,

die den Bischof bestimmten, den Umweg über Burghausen zu machen. Indessen gab es noch einen Grund, an den der Bischof damals sicher nicht dachte, weil er, menschlich gesprochen, keine Ursache hatte, sein Ende für so nahe zu halten. Er hatte sich nämlich früher einmal gewünscht, vor seinem Tode sich in ein Kapuzinerkloster zurückziehen zu dürfen, um sich dort durch Gebet und Betrachtung auf sein Ende vorbereiten zu können.

Am Mittag des 8. Juni traf er in Altötting ein, wo er im Hotel abstieg, um nach einer kleinen Erfrischung lange und eindringlich vor dem Gnadenbilde der Muttergottes zu beten. Altötting war ihm eine liebe Stätte der Erinnerung geworden, an der er die Fürbitte der Himmelskönigin sichtlich erfahren hatte in jenen Tagen, da er um Licht und Erkenntnis gerungen, was Gott von ihm wolle. Dankbar gedachte er des Gnadenortes, und es ist leicht einzusehen, mit welchen Gefühlen der Bischof nun nach so vielen Jahren die gottgeweihte Stätte betrat. In der Frühe des anderen Tages las er die hl. Messe am Gnadenaltar und machte am Nachmittag dem Bischof von Passau einen Besuch, der in Neuötting weilte. Das Unwohlsein aber verschlimmerte sich, und nur mit Mühe konnte er am anderen Tage noch einmal das Opfer des Neuen Bundes Gott darbringen. In der Kirche war an diesem Tage eine große Feierlichkeit, zu der der Diözesanbischof von Neuötting herbeigekommen war. In feierlicher Prozession hatte man das Gnadenbild eben auf dem Altare niedergesetzt, als der Bischof von Mainz, welcher der Feier nicht fern bleiben wollte, vor den Altar trat und sich mit dem Friedenskuß von seinem bischöflichen Amtsbruder verabschiedete, da er sich kaum noch aufrecht halten konnte, so mächtig hatte ihn das Fieber ergriffen.

Auf der Fahrt nach Burghausen stellte sich heftiges Erbrechen ein, und als er endlich drei Stunden später im Kapuzinerkloster eintraf, war er nach seinen eigenen Worten sterbensmüde und bat um ein Bett. Zwar hoffte der Arzt, den man sofort herbeigeholt hatte, der hohe Kranke werde sich in einigen Tagen

wenigstens soweit erholen, daß er die Heimreise antreten könne, aber nur scheinbar war die Erholung, das Fieber setzte mit erneuter Kraft ein und verließ ihn nicht mehr. Vergebens hatte das gute Volk gehofft, den Bischof von Mainz am Altare der Kirche zu sehen, die deshalb jeden Tag ganz besetzt war, allein Gott hatte es anders beschlossen. Der Bischof hatte sich zum Sterben niedergelegt.

Man hatte die geräumige und luftige Bibliothek zum Krankenzimmer eingerichtet. Graf Preysing hatte ein Bett von München mitgebracht, und was sonst fehlte, hatten die guten Patres zusammengeliehen. Diese Armut der Brüder wie ein Sohn des seraphischen Vaters der Armen teilen zu dürfen, empfand der fromme Bischof als eine große Gnade. Er war wohl der erste, der sich über den ganzen Ernst der Lage klar geworden. Nachdem er in den ersten acht Tagen noch Interesse für die Vorgänge in der Welt gezeigt, kümmerte er sich um die Außenwelt nicht mehr. Er verlangte nur Ruhe, war dankbar für jeden Liebesdienst und litt still und gottergeben. Krank sein und leiden war jetzt für ihn der Wille Gottes, und etwas anderes wollte er nicht.

Kaum hatte die Kunde von der schweren Erkrankung des geliebten Oberhirten Mainz erreicht, als das Ordinariat Gebete für den hohen Kranken anordnete. In der Muttergotteskapelle des Mainzer Domes lösten sich fortwährend fromme Beter einander ab, und in der ganzen Diözese flehte das katholische Volk um die Erhaltung des teueren Lebens. Der Hl. Vater schickte telegraphisch „seinem teuersten Sohne in Christo den Apostolischen Segen mit der Bitte zum Herrn, daß derselbe der seiner Obhut anvertrauten Herde gesund möge wiedergegeben werden."

Am 25. Juni waren Domdekan Dr. Heinrich und Domkapitular Dr. Hirschel von Mainz gekommen, aber sie durften den Kranken nicht sehen. Hirschel reiste deshalb nach Mainz zurück, der gute Domdekan aber blieb und verbrachte alle die

Tage zwischen Bangen und Hoffen. Mit rührender Geduld fuhr indessen der Kranke fort, seine Leiden, die Glut des Fiebers, zu ertragen, und kein Laut der Klage kam über seine Lippen. Alle die vielen Tage und schlaflosen Nächte lag er still und einsam. Zuweilen frug er seinen treuen Diener Joseph, wie lange er schon krank sei, und wenn dieser die Zahl der Tage nannte, dann sprach der Bischof: Mein Gott, was ist der Mensch! Mit großer Andacht empfing er oft die hl. Kommunion, und so lange es nur irgendwie möglich war, unter Beobachtung des völligen Nüchternseins. Erst in den letzten acht Tagen ließ er sich die hl. Eucharistie kurz nach Mitternacht reichen. Pater Ilg, den der Bischof zu seinem Beichtvater gewählt hatte, erteilte ihm die heilige Ölung, worauf der Kranke ihm seinen Dank aussprach, daß er ihm ohne weitere Umschweife dieses heilige Sakrament gespendet habe, da das lange Hinausziehen nicht nach dem Geiste der Kirche sei, und dieses heilige Sakrament einen ganz eigenen Trost gewähre. Wilhelm Emmanuel war ein großer Mann im Leben, er war auch groß im Leiden und im Tode. Mit Recht sagt der Dichter:

„Das Sterben ist die schwerste Tat für jeden,
Das Sterben ist die schwerste aller Fehden."

Viele Großtaten hat der Bischof von Mainz vollbracht, manche Fehde hatte er siegreich bestanden, mit Bewunderung und Rührung vernehmen wir aber auch den Bericht über die Krankheit und den Tod des großen Mannes.

Erst am 4. Juli durfte der gute Domdekan seinen Bischof sehen, der ihn mit den Worten empfing, „Lieber Herr Domdekan, sind Sie da?" Wie schwer mochte es diesem treuen Helfer und Berater des Bischofs geworden sein, seiner Rührung Herr zu werden. Nur kurz durfte dieser erste Besuch sein, und er versicherte dem Kranken, daß in der ganzen Diözese viel für ihn gebetet werde. „Das habe ich auch gar nicht anders erwartet," entgegnete darauf der Bischof. Allein er täuschte sich

nicht über den Ausgang der Krankheit. Zu seinem alten Freunde, P. Korff, sagte er in diesen Tagen: „Ich hatte geglaubt, Gott würde mir noch einige Jährchen schenken.“ Als dieser ihm antwortete, das könne ja wohl noch geschehen, da erwiderte der Kranke: „Nein, der Tod steht vor der Türe!“

Ach! er hatte bereits die Schwelle des Krankenzimmers überschritten! Nach und nach kamen die Verwandten; der Bischof erkannte und segnete alle, auch seinen treuen Diener, seinen Kaplan und seine Dienstboten und zuletzt seinen Beichtvater, indem er sprach: „O süßestes Herz Jesu, in ihm sollst du gesegnet sein!“

Am Morgen des 13. Juli empfing er zum letzten Male den Leib des Herrn bei vollem Bewußtsein, sagte allen Adieu und entschlief unter den Gebeten des Priesters ganz ohne Todeskampf. Es war 9 Uhr vormittags. Dreiunddreißig Tage hatte die Krankheit gewährt. Dreiunddreißig Priesterjahre hatte Gott ihm geschenkt, nachdem er im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens die heilige Priesterweihe empfangen hatte.

Die Trauerkunde von dem Ableben des Bischofs trug der Telegraph noch am selben Tage in die Welt hinaus. Im einsamen Burghausen hatte ein Mann die Augen geschlossen, um dessen Leben das katholische Volk in den letzten Tagen gebangt und gefleht hatte. Hohe und höchste Personen hatten sich wiederholt nach dem Befinden des Kranken erkundigt, und es verdient wohl als ein merkwürdiges Zusammentreffen erwähnt zu werden, daß innerhalb vier Wochen neben dem Bischof auch der Großherzog von Hessen, Ludwig III., und der Bürgermeister der Stadt Mainz aus diesem Leben abberufen wurden.

Die Zeitungen der verschiedensten Parteirichtungen beeilten sich, dem großen Toten Nachrufe zu widmen, die meisten, auch unter den gegnerischen Blättern, erkannten die hohe Bedeutung des Hingeschiedenen an unter warmen Worten der Anerkennung seiner Persönlichkeit und seines selbstlosen Wirkens.

Alsbald war die Leiche in der Kapuzinerkirche aufgebahrt

worden, um am Abend nach der Bahnstation Marktl überführt zu werden, wo sie die Nacht über in der Kirche ruhte. Am anderen Tage wurde die traurige Heimfahrt auf der Eisenbahn angetreten. An allen größeren Bahnstationen, welche der Zug passierte, erschienen Deputationen von Geistlichen und Laien, um dem Bischof die letzte Ehre zu erweisen. Besonders ergreifend war der Empfang der teueren Leiche an der ersten Station der Diözese, in Dieburg, wo der Bischof bei Gelegenheit der Muttergotteswallfahrt oft geweilt hatte. Dort erschienen die Zöglinge des Konvikts, die Kapuziner des kleinen Konvents und die Knaben von Kleinzimmern. Alle verehrten ja in dem Heimgegangenen ihren besonderen Wohltäter.

Am 17. Juli morgens langte die Leiche in Mainz an. Es war ein trüber Tag, entsprechend der leidvollen Stimmung der gesamten Bevölkerung. Die ganze Welt schien insbesondere uns Geistlichen öde geworden zu sein, und viele Tränen flossen in den dichten Reihen der Zuschauer, als der Trauerzug die Straßen nach dem bischöflichen Palais passierte.

„O letzter Gang, o einsamer Gang!
Die Glocke tönet so seltsam bang,
Und die Welt ist so öde, und das Grab so tief“ —

Regens Dr. Mousang nahm die erste Einsegnung vor, wobei ihm oft vor Rührung die Stimme versagte. Nachdem die Leiche in der Kapelle aufgebahrt war, wallfahrtete sozusagen beständig eine unzählbare Menschenmenge dorthin, um ein Vaterunser für den guten Bischof zu beten und einen letzten Blick auf den Sarg zu werfen, der die sterblichen Überreste des Verblichenen umschloß. Die feierliche Beisetzung fand am 18. Juli statt. Vier Bischöfe, zahlreiche Vertreter der verschiedenen Domkapitel, der katholische deutsche, besonders der westfälische und rheinische Adel, der Vorstand der Zentrumsfraktion mit Windthorst, und mehr als 30000 Fremde waren herbeigeeilt. Die ganze Stadtbevölkerung nahm an dem Trauerzuge teil, der sich nach dem

Dom bewegte, wo der Bischof seinem Wunsche gemäß in der Muttergotteskapelle die letzte Ruhestätte fand.

Domdekan Heinrich hielt die Leichenrede, wie nur er sie halten, und wie sie würdiger wohl nicht gehalten werden konnte. Er führte den Gedanken aus, wie der Bischof sein Leben lang ernstlich nach Vollkommenheit gestrebt habe, und daß wir daher begründete Hoffnung hätten, daß er eines seligen und heiligen Todes gestorben sei. Eine Bitte des Hochseligen gab später das Domkapitel in einem Erlaß kund, nämlich die Bitte um Gebet, die in seinem Testament enthalten war und also lautete: „Meine Seele empfehle ich dringend dem Gebete aller meiner lieben Mitbrüder, den Priestern der Diözese, denen ich bis zum Wiedersehen an Gottes Throne ein inniges und herzliches Lebewohl zurufe; ebenso dem Gebete aller Mitglieder der in meiner Diözese bestehenden Orden und frommen Genossenschaften. Endlich empfehle ich meine Seele recht dringend dem Gebete aller meiner geliebten Diözesanen. Mögen sie diese meine letzte Bitte gerne erfüllen! Ich bitte auch die lieben Kinder um ein Gebet. Ich bitte endlich das hochwürdige Domkapitel, diese meine Bitte um Gebet allen meinen Diözesanen in einem kurzen Ausschreiben mitzuteilen."

Vor seiner Abreise hatte der Bischof sein Haus bestellt und in seinem Testamente seine letztwilligen Verfügungen niedergelegt. Irdische Schätze hatte er nicht hinterlassen, und seine fahrende Habe schenkte er den Armen.

Ein schlichtes, aber würdiges Grabmonument ließen die Verwandten über der Gruft aus kararischem Marmor errichten. Es besteht aus einer einfachen Steinplatte auf niedrigen Säulchen, auf ihr ruht das lebensgroße Bild des Verewigten im bischöflichen Ornate, die Füße auf einem Löwen ruhend, darüber ist ein Baldachin aus weißem Sandstein in die Wand eingelassen. Das Denkmal trägt die lateinische Inschrift: „Der hochwürdigste Herr Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, 27 Jahre Bischof der Kirche von Mainz, mächtig in Worten und

Taten, von den Gräbern der Apostelfürsten eben zurückkehrend, im Kapuzinerkloster zu Burghausen am 13. Juli 1877 fromm entschlafen, harrt hier der Auferstehung."

Die Diözese errichtete zum Andenken an ihren großen Bischof über dem neuen Hauptaltar des Ostchors des Domes einen kostbaren Baldachin. Derselbe ruht auf vier Marmorsäulen und läuft in ein reichverziertes Kreuz aus. Auf dem Vordergiebel ist das Bild der Muttergottes in venetianischem Mosaik. Auf der rechten, d. h. auf der Evangelienseite ist die lateinische Inschrift zu lesen: „Dem Andenken des hochwürdigsten Herrn Wilhelm Emmanuel, des heiligen Mainzer Stuhles Bischof, der auf der Rückkehr von den Gräbern der Apostel zu Burghausen am 13. Juli 1877 einging in das Vaterland des Himmels, haben im Jahre 1890 die Gläubigen dieses errichtet."

Auf der Epistelseite steht: „Wilhelm Emmanuel hat als ausgezeichneter Seelenhirte mit Wort und Tat 27 Jahre lang am geistlichen Tempel des Herrn gebaut und diesen in den Stürmen der Zeit verwitterten Dom wiederhergestellt und mit Zierde bekleidet."

Bedeutsamer als Denkmäler von Erz und Stein sind die Werke des Bischofs, dessen Andenken unsterblich fortlebt im Herzen des katholischen Volkes. In den sozialen Kämpfen der Gegenwart ist dieses Andenken an den großen Toten in Hunderttausenden von Arbeitern wieder frisch erstanden. Auf ihn schauen die Führer in den katholischen Vereinen, sein Beispiel ist ihnen Richtschnur geworden. Der Name Ketteler ist jedem deutschen Katholiken teuer. Der Bischof, „wenn er auch gestorben ist," lebt, und in Dankbarkeit und Bewunderung wird man auch in den fernsten Zeiten seiner noch gedenken.

Verlag Kirchheim & Co. in Mainz

Soziale Briefe

herausgegeben von Msgr. C. Forschner, Päpstlicher Hausprälat, Diözesanpräses der Katholischen Männer- und Arbeitervereine der Diözese Mainz

Die **Sozialen-Briefe** wollen den vielbeschäftigten Seelsorgern, sowie allen, die zur Leitung von Arbeiter- oder anderen sozialen Vereinen berufen sind, eine Hilfe bieten zur Lösung ihrer oft schweren Aufgabe.

Der christlichen Arbeiterbewegung auch in weiteren Kreisen Anerkennung und Ausbreitung zu verschaffen, soll der Zweck der „Sozialen Briefe" sein. Sie wollen die großen Grundlagen sozialer und wirtschaftlicher Natur in schlichter, volkstümlicher Weise auseinandersetzen, sie der Verwirklichung im praktischen Leben näher bringen und dadurch die Arbeiten unserer großen Sozialpolitiker mehr und mehr zum Gemeingut des christlichen Volkes machen helfen.

I. Bändchen: **Fürsorge für die schulentlassene Jugend.**
Dritte Auflage. 8° (XII. und 121 S.) M. 1.50
. . . „Es ist ein herrliches Büchlein, das uns geboten wird, in dem das neue volle Programm der modernen Jugendfürsorge in klaren Zügen dargelegt wird."
C. Walterbach, in „Der Arbeiter", München.

II. Bändchen: **Vorträge für Vereins- und Familienabende.** (I. Zyklus.)
Zweite Auflage. 8° (VIII. und 128 S.) M 1.50
. . . „Mit staunenswerter Sachkenntnis behandelt der Verfasser die drei Richtungen in der sozialen Frage, die notwendige Organisation der Arbeiter und ihre Selbsthilfe. Die Vorträge sind eine wahre Fundgrube origineller Gedanken." „Hessische Schulblätter", Mainz.

III. Bändchen: **Der christliche Gewerkschaftsgedanke.**
8° (VIII. und 135 S.) M 1.50
. . . „Ein recht aktuelles Thema! Klarheit und populäre Schreibweise des Herrn Verfassers lassen nichts zu wünschen übrig und wir möchten sein Büchlein allen jenen empfehlen, die sich über den Gewerkschaftsgedanken schnell und gründlich informieren wollen."
„Soziale Revue", Essen.

IV. Bändchen: **Vorträge für Vereins- und Familienabende.** (II. Zyklus.)
8° (VIII. und 127 S.) M 1.50

V. Bändchen: **Der Arbeiterpräses.** (Briefe an einen jungen Geistlichen.)
8° (XII. und 128 S.) M 1.50
„Ein rechter Treffer, wohl der beste und praktischste der Sammlung: aus einer langen und reichen Praxis geschöpfte und für die Praxis bestimmte Winke, Belehrungen, Anweisungen, wie der jugendliche Arbeiterpräses seines Amtes walten, was er tun und lassen soll, um mit Erfolg für die Sache und ohne Schaden für die Person und sein Amt unter dem werktätigen Volk in den Vereinen zu arbeiten." „Der Katholik", Mainz.

VI. Bändchen: **Vorträge für Vereins- und Familienabende.** (III. Zyklus.)
8° (VIII. und 126 S.) M 1.50
„Verlen echt volkstümlicher, packender Beredsamkeit bietet uns hier ein wahrhaft apostolischer Redner, der das Volk in seinem Denken und Fühlen, in seinen Bedürfnissen und Schwächen, aus lebenswarmer Erfahrung kennen gelernt, der zu den Leuten spricht, wie es das Volk versteht und bedarf." „Stimmen aus Maria Laach" 1910 H. 6.

VII. Bändchen: **Die christliche Familie.** Briefe für junge Eheleute und solche, die es werden wollen. 8° (X. und 146 S.) M 1.50
Zweck dieser Briefe ist es, die Bedeutung des Familienlebens und die Pflichten der Familienglieder darzulegen, um allzufrüben, leichtfertigen Heiraten und unglücklichen Ehen vorzubeugen. Für christliche Mütterveine und für den Seelsorger beim Brautexamen vortrefflich geeignet.

VIII. Bändchen: **Vorträge für Vereins- und Familienabende.** (IV. Zyklus.)
(VIII. und 122 S.) M 1.50
Es sind zwölf Vorträge, die Msgr. Forschner behandelt: Religion, Zivilisation, Unsterblichkeit der Seele, Zufall und Vorsehung, die Himmelsfreude, Kirchenstaat, Mittelalter: dann eine Reihe sozialer Gegenstände: Wesen der Arbeiterfrage und wer zu ihrer Lösung berufen.

„Die Abhandlungen stellen wahre Meisterstücke dar." „Echo der Gegenwart", Aachen.

Jedes Bändchen ist einzeln zu beziehen. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verlag Kirchheim & Co. in Mainz

Soziale Schriften

von **P. Matthias von Bremscheid** Ord. Cap.

Die soziale Bedeutung der kathol. Kirche.
Zweite Auflage. 8°. (VIII. und 149 S.) Preis geh. M 1.20

„Es ist erfreulich, daß dieses gediegene Werkchen eine neue Auflage gefunden hat. Der auf sozial-schriftstellerischem Gebiete bekannte hochw. Verfasser bespricht die Bedeutung der Kirche für eine Reihe von Fragen (Autorität, Eigentum, Familie usw.) immer anziehend und lehrreich. Für entsprechende Vorträge auf der Kanzel, wie in den Vereinen bietet das Buch eine zuverlässige Fundgrube."
„Germania" Berlin.

Der christliche Arbeiter. Seine Würde, Bedeutung und Pflicht.
Zweite Auflage. 8°. (84 S.) Preis kartoniert M —.40

„Der Verfasser dieses Büchleins glaubt sich mit Vertrauen an die christlichen Arbeiter wenden zu dürfen und hofft, daß sie willig und heilsbegierig die guten Lehren und Mahnungen annehmen, die er ihnen geben will. Mögen sie das kleine Büchlein aufmerksam durchgehen und seine Lehren treu befolgen."
„Mainzer Journal."

Der christliche Mann in seinem Glauben und Leben.
Vierte Auflage. 8°. (VIII und 240 S.) Preis gebunden in Kaliko M 1.80

„Ein echtes und rechtes Volksbuch, dem wir noch größere Verbreitung wünschen, als es in seinen ersten Auflagen schon erlebt, damit der Nutzen, den zu stiften es geeignet, und den es vielfach schon gestiftet auch noch viel mehr zur Geltung komme." „Ambrosius" Donauwörth.

Die christliche Familie. Worte der Unterweisung und Ermahnung für das christliche Volk.
Fünfte Auflage. 8°. (VII und 232 S.) Preis gebunden in Kaliko M 1.80

„Das Büchlein ist nicht allein für Eltern, sondern für alle Mitglieder der Familie, jung und alt, bestimmt. Die zu Herzen gehende Sprache des Verfassers, gewürzt mit interessanten und packenden Beispielen aus Natur und Geschichte, hält die Aufmerksamkeit gespannt und gibt der veranschaulichten Lehre ein praktisches Gepräge. Das Buch sollte, aufrichtig gesagt, auf keinem deutschen Familientische fehlen."
„Herold des Glaubens" St. Louis.

„Wir haben nicht bald ein Buch über die christliche Familie gelesen, das uns so angemutet hat, wie eben dieses, welches verdient, die weitgehendste Verbreitung zu finden."
„Tiroler Volksstimmen."

Die christliche Jungfrau in ihrem Tugendschmucke.
Siebente Auflage. 8°. (251 S.) Preis gebunden in Kaliko M 2.—

„Allen christlichen Eltern, welche Töchter besitzen und für deren Seelenheil eifrig besorgt sind, sei dies Büchlein bestens empfohlen."
„Tiroler Volksstimmen."

„Das ist ein goldenes Büchlein, darin viel, sehr viel zu lesen und zu lernen: so einfach und schlicht, und doch wieder so anziehend, daß man es in einem durchlesen möchte! Der fromme Kapuzinerpater versteht es wirklich meisterhaft, den christlichen Jungfrauen darin Unterricht zu erteilen, was zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile dient. Er will den Grund legen zu einem guten christlichen Leben und bemüht sich darum, den jugendlichen Seelen den wahren, echten Tugendschmuck zu zeigen. Möchte das Büchlein auf dem Tische einer jeden Jungfrau liegen."
„Herold des Glaubens" St. Louis.

Der Freund des christlichen Jünglings. Ein Büchlein für unsere männliche Jugend.
Zweite Auflage. 8°. (VIII und 316 S.) Preis gebunden in Leinwand M 2.20

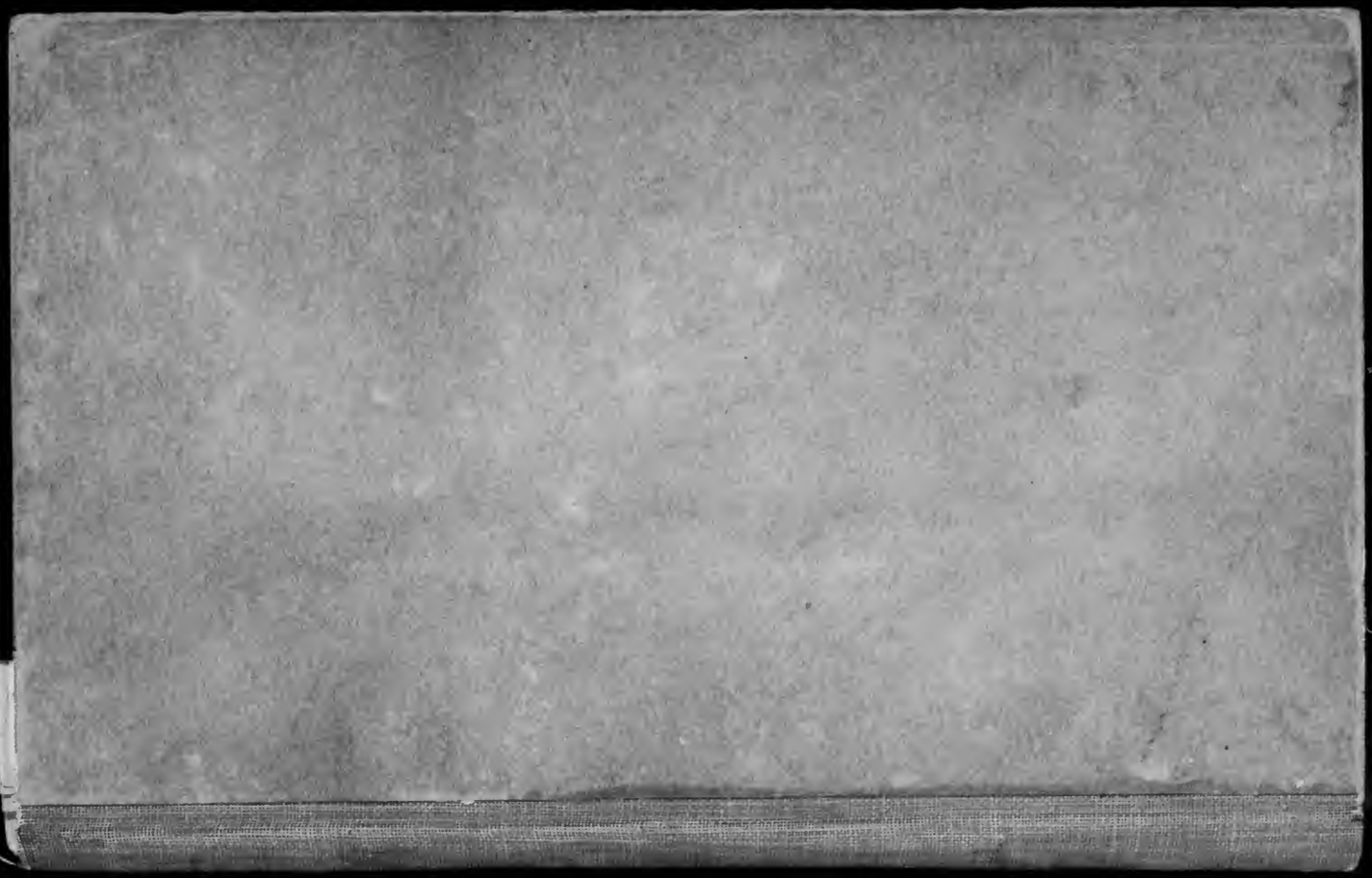
„Der Verfasser behandelt in vorliegendem „Freund des christlichen Jünglings" in 30 Kapiteln überaus wichtige zeitgemäße Fragen aus dem Gebiete des religiösen, gesellschaftlichen und privaten Lebens. Die Abhandlungen zeugen von eingehendem Studium, ernster Beobachtung und vielseitiger Erfahrung. Die Sprache ist ohne jegliche Phantasie einfach, schlicht und edel. Das Büchlein wird dem christlichen Jüngling ein wahrer Freund und Führer sein. Die Leiter von Jünglings-, ja auch von Männer-Vereinen finden darin eine Fülle herrlicher Gedanken zu zeitgemäßen Vorträgen."
„Trierische Landeszeitung."

. . . . „Wir wüßten Eltern und Erziehern kein passenderes Geschenk für den heranwachsenden Jüngling anzuraten."
„Büchermarkt" Krefeld.

Leitstern für christliche Frauen und Mütter.
12. (VIII. und 345 S.) Preis gebunden in Kaliko M 3.—

„Das Büchlein wird gewiß manchem vielbeschäftigten Seelsorger, der einen christlichen Mütterverein zu leiten hat, sowie den Vorstehern von Vereinen des Katholischen Frauenbundes nützliche Dienste leisten. Es birgt herrliche Gedanken und Unterweisungen und verdient weitgehendste Verbreitung."
„Mainzer Journal."

(Sämtliche Werke erschienen mit kirchlicher Approbation und Erlaubnis der Ordensoberen.)

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

MAY 25 1921
COLUMBIA UNIVERSITY
0025978845